BLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS








Bücher-Sammlung
von



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Humoreske „Paul und Franziska“ von Friedrich Thieme.
(S. 89)
Originalzeichnung von Th. Volz.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1910. Achter Band

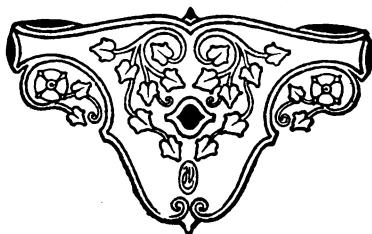


Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



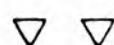
Inhalts-Verzeichnis.





Der rote Merkur.

Kriminalroman von A. Groner.



(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sechstes Kapitel.

„Baronesse Simonetta, Sie mißverstehen mich wieder einmal gründlich.“

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie viel zu hoch reden, als daß unsereins Sie verstehen kann?“

„Sie wissen genau, daß ich das nicht sagen will. Ihr Mißverstehen ist Absicht. Ich sagte nicht, daß alle, die kein Wappen haben, Edelmenschen seien, sondern daß dies leider nur nicht alle seien, die ein Wappen besitzen. Ich unterstand mich ferner zu bemerken, daß Ahnenreihen allein mir nicht imponieren.“

„Mir schon.“

„Das weiß ich. Sie sind ein Vöglein, das immer auf dem Stammbaum sitzt.“

„Sie sind unausstehlich, Doktor.“

„Finden Sie? Nun ja, ich bin blond und neige zum Dickwerden, außerdem heiße ich Ulrich Malten, schlechtweg Malten, und darf dieses Mangels wegen nicht einmal das kleinste Krönchen in meine Socken sticken lassen.“

„Von Socken spricht ein feiner Mann nicht zu einer Dame.“

„Richtig. Feine Männer zeigen sich dafür den

Damen auf dem Tennisplatz in einem Anzug, in dem man höchstens seinen Barbier empfangen sollte."

„Das verstehen Sie einfach nicht. Sie sind —"

„Ich bin rückständig. Sie haben mir das schon oft genug gesagt. Das bringen die Umstände so mit sich. Wir kleinen bürgerlichen Leute müssen halt so viel arbeiten, daß wir keine Zeit haben, gleichen Schritt zu halten mit den hochgeborenen Herren, die sonst nichts zu tun haben, als ihr Wappen blank zu erhalten. Meinen Sie übrigens nicht, daß wir für heute genug über dieses Thema geredet haben?"

„Übergenug. Und da Sie nicht davon zu überzeugen sind, daß —"

„Daß adelig und edel gleichbedeutend ist? — Nein, davon bin ich nicht zu überzeugen. Ich bin schon zu alt für solche Märchen. Leute, die bald vierzig sind, haben schon viel zu viel Einblick in das wirkliche Leben, um noch an schöne Trugbilder zu glauben. Aber jetzt machen wir wirklich Schluß. Die Gräfin wird sich schon über uns ärgern."

Die Streitenden waren ein hübsches junges Mädchen und ein stattlicher blondbärtiger Herr. Sie befanden sich in einem eleganten Salon, in dessen behaglichster Ecke eine überschlanke ältliche Dame, ganz in schwarzen Samt gekleidet, in einem tiefen Sessel ruhte.

Das war die Gräfin Julia Vivaldi, die Tante des jungen Mädchens. Sie war immer leidend, aber trotzdem von einer gewissen stillen Heiterkeit, die wie ein bißchen Sonnenschein auf ihrem kleinen, welken Gesichtchen lag, ein Sonnenschein, von dem niemand wußte, woher er eigentlich kam, denn die Gräfin hatte eine überaus unglückliche Ehe hinter sich, in der sie über zwanzig Jahre die betrübende Rolle aller jener

Frauen hatte durchführen müssen, deren Männer Spieler und Wüstlinge sind. Graf Vivaldi, der schließlich in einem Zweikampf gefallen war, hatte also seiner Witwe keineswegs ein sonniges Leben bereitet, dessen Nachschein noch vorhielt. Es war wohl auch nur ein Abendrot, das die sich immer gleich bleibende Güte ihres Schwagers, bei dem sie seit dem Tode ihres Mannes lebte, über sie ausbreitete.

„Sie ist unsäglich wohlwollend, dankbar und — schwach," hatte Doktor Malten, der seit etwa zehn Jahren Hausarzt in der Villa Romana war, seiner Mutter die Gräfin geschildert. „Sie ist eine jener Frauen, die zum Anlehnen geschaffen sind, sie hat aber zwanzig Jahre lang allein im Sturm stehen müssen. Das hat sie gebrochen. Sie ist jetzt nur noch der Schatten einer Frau, aber ein Schatten, von welchem Wärme ausgeht."

Doktor Malten hatte die Gräfin damit sehr richtig geschildert. Sie war nie jemandem ernstlich böse, sie war es auch jetzt nicht, als die beiden Streitenden für eine Weile die Streitaxt begruben, die sie, seit sie einander kannten, gar fleißig schwangen. Die Gräfin richtete sich ein wenig auf und ließ die Hände mit dem Strickzeug in den Schoß sinken.

Lächelnd schaute sie auf Malten, der zu ihr herüberkam, dann auf Simonetta, die noch ärgerlich war, und die den langen Stiel der Rose, die sie einer vor ihr stehenden Vase entnommen hatte, zwischen ihren schlanken Fingern herumwirbelte.

„Müßt ihr denn immer streiten?" sagte die alte Dame mit ihrer lieben, müden Stimme.

„Nun ich fange nicht an!" verteidigte sich Malten.

„Aber Sie reizen mich absichtlich!" rief Simonetta zornig herüber.

„Womit hat er dich denn heute gereizt? Etwa damit, daß er mir die häßliche Geschichte aus dem adeligen Klub erzählte? Er hat mir ja auch erzählt, daß er die Kopfverletzung eines Maurers verbinden mußte, die der Arme bei einer Schlägerei davongetragen hat.“

„Der Arme!“ spöttelte Simonetta. „Betrunken war er, noch dazu vom Schnaps betrunken.“

„Zu Champagner hat's ihm nämlich nicht gereicht,“ warf Malten trocken ein.

„Schon wieder ein Hieb! Nun ja — Sie, verehrter Doktor und Demokrat, gönnen den oberen Zehntausenden eben ihr Leibgetränk nicht.“

„Er platzt ja beinahe vor Neid,“ bemerkte die Gräfin lächelnd.

„Im Gegenteil!“ rief Malten. „Niedrig von Geburt, wie ich's bin, freue ich mich selbstverständlich über den reichlichen Champagnerverbrauch und was dazu gehört, denn ich bin ja Arzt im vornehmen Villenviertel — vergessen Sie das nicht, Baronesse! — Aber was arbeiten Sie denn da Umfangreiches, Gräfin?“ Bei dieser Frage ließ er sich neben der alten Dame nieder und strich über ihr hellrotes Gestrick hin. „Wie weich das ist!“

„Es muß weich sein, denn nur Weiches macht warm.“

„Was wird es denn?“

„Eine Hausjacke.“

„Gräfin tragen doch sonst nie Rot!“

„Für Ihren Liebling, Doktor, für die Schneiderin strickt sie,“ rief Simonetta herüber.

„Für Fräulein Roller? Ah, das ist lieb von Ihnen, Gräfin, daß Sie sich so viele Mühe für die Arme geben, die immer Putz für die anderen macht und an sich selber gar nicht denken kann! Und solch ein schönes

Stück soll sie haben! Die anderen ‚wohltätigen‘ Damen verstricken meist nur harte, billige Wolle.“

„Da wär's mir um meine Finger leid,“ sagte die alte Dame.

Eilig kam Simonetta herüber und setzte sich an der Gräfin freie Seite. „Warum lügst du denn, Tante? Sag, warum lügst du?“ rief sie heftig aus. „Deine Finger hast du nie geschont. Malten selbst sagte es mir, daß du einst daheim gearbeitet hast wie ein Weib aus dem Volke. Wie kannst du ihm jetzt so etwas vormachen wollen? — Glauben Sie es ihr nicht, Doktor! Nur ihrer Armen wegen nimmt sie so gute Wolle und macht aus jeder ihrer mühseligen Arbeiten ein Luxusstück. So ist's, du dummes, gutes Tantchen, das nicht einmal ordentlich lügen kann!“

Doktor Malten und die Gräfin schauten einander lächelnd an.

Aber das Helle in des Doktors Gesicht verlor sich sofort wieder, wohl nur deshalb, weil der Diener eben einen Herrn anmeldete, der dicht hinter ihm eintrat.

„Herr v. Eck!“ hatte Domenico Loteta, der Kammerdiener des Hausherrn, gemeldet.

Herr v. Eck war ein auffallend schöner Mann. Er besaß jene dunkle Schönheit, die den Frauen ganz besonders gefährlich ist. Sogar die schwarze Locke, die sich eigensinnig über der hohen Stirn kräuselte, fehlte nicht, und ein ideales Schnurrbärtchen war ebenfalls vorhanden. Ja, Alfons Eck v. Pachern war ein schöner Mensch. Es war begreiflich, daß er seine Eroberungen dutzendweise machte, und kein Wunder, daß Simonetta Labriola di Malfettani, des reichen Generals Labriola einziges, verwöhntes Töchterlein, sich in Eck verliebt hatte und seine Braut geworden war. Alfons kam fast täglich von seinem Gute nach der Stadt und zeigte sich

niemals ohne einige der herrlichen Blumen, in deren Zucht sein Gärtner ein Künstler war.

Heute überreichte er Simonetta einen Strauß glutroter Nelken und legte der Gräfin zwei herrliche Dijonrosen auf den Schoß.

„Es ist schrecklich kalt,“ sagte er, „und ich habe die Dummheit gemacht, selbst zu kutschieren, trotzdem ich wußte, daß ich erkältet bin. — Fühlen Sie einmal, Doktor, mir ist's, als ob ich schon Fieber hätte.“

„Freilich fiebern Sie,“ sagte der. „Bei diesem eisigen Wind hätten Sie besser daheim bleiben sollen.“

„Wofür ich aber danke,“ fiel die Baronesse lebhaft ein. „Ich hab' dich ja schon zwei Tage nicht gesehen.“

„Tatsache! Zweimal vierundzwanzig Stunden habe ich dich vernachlässigt!“ scherzte Eck. „Wirst du mir verzeihen können? — Ach, Netta,“ fuhr er mißmutig fort, „wenn du wüßtest, wie viele Arbeit ich jetzt habe! Den ganzen Tag bin ich im Wald. Nur gut, daß du mich nicht siehst. Wie ein Strolch sehe ich aus in meiner Waldtracht.“

„Du kannst immer nur gut aussehen,“ sagte Simonetta zärtlich.

„Oder wie ein verkleideter Prinz,“ ergänzte die Tante.

„Schon der kostbare Ring verrät ihn,“ setzte Malten hinzu. — „Jetzt aber, Baronesse, kredenzen Sie mit viel Liebe und wenig Rum Herrn v. Eck eine Tasse recht heißen Tee und schicken Sie ihn dann bald heim. — Ihnen aber,“ wandte er sich an den jungen Gutsherrn, „rate ich, bis auf weiteres den Wald zu meiden. Die kalte Nässe kann Ihren Zustand ernst machen, und Sie haben es ja nicht nötig, sich eine Influenza anzuzüchten.“

„Lieber Doktor, drei Tage müssen Sie mich noch

machen lassen. Wir sind dann wohl fertig mit dem Bestimmen der Bäume, die gefällt werden sollen."

„Wenn Sie sich nichts sagen lassen, kann ich nicht helfen. Ich empfehle mich jetzt. — Für die rote Jacke, Gräfin, muß ich Ihre Hand küssen. — Und Sie, Baronesse, erhalten Sie mir Ihre Feindschaft!"

Im Begriff, das Zimmer zu verlassen, wurde er aufgehalten. Der General war, sichtlich aufgeregt, eilig hereingekommen. Er hielt eine Zeitung in der Hand.

„Bleiben Sie noch, Doktor," sagte er. „Es wird Sie auch interessieren. Denkt euch, was geschehen ist! Ein Mord wurde begangen in Wien, ein Raubmord an einer, die wir alle kennen — an der armen, alten Schubert."

„An meiner Resi!" schrie Simonetta auf.

„An Frau Schubert?" rief erschrocken der Doktor.

„An unserer Therese?" sagte Herr v. Eck, der ebenfalls heftig erschrocken war.

Sie alle drängten sich an den General heran, der ihnen nun laut den Bericht in der Zeitung vorlas.

Die beiden Damen waren am meisten erregt. Sie hatten die Schubert vor ein paar Wochen erst besucht, als sie in Wien gewesen waren, um einige Einkäufe zu machen. Sie hatten die brave Alte sehr gern gehabt, die Simonettas Kindheit behütet und des Generals Wirtschaft so lange Jahre treu und eifrig geführt hatte.

„Wie aufopfernd hat sie den Herrn General bei dem letzten Gichtanfall noch gepflegt!" sagte der Doktor. „Und so bescheiden war sie und so unermüdlich tätig."

„So war sie auch, als sie noch in Pachern war," sagte sichtlich bewegt der junge Gutsherr.

„Eine stille, ja merkwürdig stille Person war sie,"

meinte der Doktor nachdenklich. „Mir war sie eigentlich niemals ganz sympathisch — vielleicht ganz ohne Grund. Ich habe sie allerdings weniger gekannt, als die Herrschaften sie kannten."

„Sie hatte jedenfalls viele gute Eigenschaften," bemerkte der General. „Eines an ihr habe freilich auch ich nicht gern gesehen. Sie hat immer das Bestreben gehabt, eine Rolle zu spielen. Nun, jeder hat seine Fehler. Jedenfalls ist es furchtbar traurig, daß sie auf eine so schreckliche Art aus dem Leben hat gehen müssen."

Seufzend faltete er die Zeitung zusammen und begleitete den sich nun auch von ihm verabschiedenden Malten bis an die Tür.

Während des ganzen Abends wurde von nichts mehr als von dem Verbrechen und von den vielen guten Eigenschaften der alten Schubert gesprochen. Simonetta hatte darüber ganz vergessen, ihren Bräutigam zeitig heimzuschicken. Erst nach dem Abendessen fiel ihr das Gebot des Doktors ein.

„Daß du morgen ja nicht ausgehst!" sagte sie dringlich beim Abschied. „Jetzt, da du diese Aufregung gehabt hast, bist du noch empfindlicher. Ich will dich lieber ein paar Tage entbehren. Oder vielleicht kommen Tante und ich zu dir hinaus. Einen Kranz aber schickst du jedenfalls morgen der Resi. Tante und ich werden ihr einen Erikakranz schicken, die hat sie immer so gern gehabt. ‚Ein Zauber ist in ihnen. Es sind Glücksblumen,' hat sie oft gesagt." Simonetta schluchzte auf. „Ach, jetzt werden sie ihr kein Glück mehr bringen!"

„Rege dich doch nicht auf, Liebling!" bat Alfons, das Mädchen leidenschaftlich umfangend. „Wie soll ich es denn zu Hause aushalten, wenn ich dich so traurig weiß! Aber weißt du, zu mir hinauskommen darfst

du nicht. Ich kann dir nicht versprechen, daß du mich antriffst. Ich werde des Holzverkaufes wegen vielleicht doch wegfahren müssen. Übermorgen abend bin ich hoffentlich schon wieder bei dir. Und den Kranz vergesse ich nicht. Felber hat noch viele weiße Rosen, die schicke ich ihr. Also, Herz, leb wohl! Wirst du mich immer, immer gern haben?"

Er zerdrückte die zarte Gestalt seiner Verlobten fast in seinen Armen.

„Aber Alfons!" ermahnte Simonetta den Ungestümen und entzog sich ihm. „Heute wenigstens solltest du ruhiger sein!"

Siebentes Kapitel.

Am Südabhang des Isergebirges, in der Nähe der preußischen Grenze, liegt nicht weit vom Flüßchen Aupa ein kleines Dorf. Einerseits vom Wald begrenzt, dehnen sich anderseits weite Wiesen- und Ackergründe davor aus, und durch diese zieht sich in mannigfachen Windungen die Landstraße.

Das Dorf ist recht einsam, denn die nächste Eisenbahnstation der Nordwestbahn liegt fast zwei Wegstunden fern davon. Neben der uralten Kirche duckt sich das bescheidene Pfarrhaus unter zwei Linden, die wohl viel früher schon als das Christentum hier Wurzel gefaßt haben. Ebenso bescheiden wie das Heim des Pfarrers ist das des Lehrers. Es liegt näher am Walde, dicht an der Straße.

Joseph Tilgner ist nicht der einzige, der in dem kleinen Schulhause auf seinem richtigen Platze steht. Seine Frau ist in ihrer Art nicht minder tüchtig als er. Sie läßt nirgends Unordnung aufkommen und ist eine sehr sparsame Hausfrau, die das große Kunst-

stück versteht, trotz schmaler Einnahmen zuweilen sogar ein wenig Luxus, immer aber Behaglichkeit in ihrem Hauswesen zu haben.

Den einzigen Kummer, den sie hat, bereitet ihr die alte Mutter, eine dicke, zänkische Frau, die es sich ihr ganzes Leben hindurch hatte so wohl sein lassen, als es nur irgend möglich war, denn immer hatte die einstige Frau Falk und jetzige Witwe Stegmann gefunden, daß es besser sei, andere für sich sorgen zu lassen, ihre wirklichen und vermeintlichen Rechte aber waren ihr immer das Heiligste, das Unantastbarste auf Erden gewesen.

Merkwürdigerweise hatte diese Frau zwei Männer besessen, die sie außerordentlich mild behandelten und ihr, nachdem sie ihre wahre Natur erkannt hatten, lieber so viel als möglich aus dem Wege gingen. Der selige Falk hatte dies nicht lange zu tun nötig gehabt, denn er starb schon nach kaum dreijähriger Ehe; der nun auch schon längst verstorbene Stegmann aber mußte vierzehn Jahre neben seinem Weibe aushalten. Er erleichterte sich dieses Leben dadurch, daß er, wenn er sich nicht auf Dienstreisen befand, denn er war Kontrollbeamter bei der Steuer, in seinen freien Stunden der Kunst lebte. Er war nämlich ein recht talentvoller Maler, der sich in seinem unfrohen Heim einen stillen Winkel eingerichtet hatte, in dem ihn Frau Albine freilich nur aus dem einzigen Grunde in Ruhe ließ, weil der Erlös aus seinen Bildern in die Haushaltungskasse floß. Mit ihrem zweiten Mann hatte sie auch eine Zeitlang in Wien gelebt. Nach seinem Tode aber hatte sie sich mit ihren drei Kindern nach Trautenau zurückgezogen, das sie aus der Zeit ihrer ersten Ehe her kannte, denn Falk war in der Nähe von Trautenau Förster gewesen. Jetzt waren

ihre beiden Söhne, Otto Falk aus erster Ehe und Fritz Stegmann aus der zweiten, in Wien in Stellung, ihre Tochter aber heiratete einen bescheidenen Dorfschullehrer, worüber ihr Hochmut lange nicht hinauskam. Als aber die Beschwerden des Alters sich einstellten, fand sie den Weg zu ihrer Tochter und lebte nun schon vier Jahre bei dieser. Noch immer machte sie große Ansprüche. Der brutale Egoismus, die schier komische Selbstüberschätzung und die lächerliche Geheimniskrämerei, die ihr seit jeher zu eigen gewesen, waren ihr bis ins Alter gefolgt, und das war der Kummer, der der braven Lehrersfrau oft das Leben schwer machte. Nun, dafür genoß sie nicht nur die herzliche Liebe des Gatten, sondern auch die ihrer beiden Kinder; der frische zehnjährige Hans und die siebenjährige Lotti hingen leidenschaftlich an ihr.

Strahlendhell stand an dem klaren Wintermorgen die Sonne am Himmel. Kein Lüftchen regte sich. Hoch lag der Schnee auf Wiesen und Feldern. Vor dem Schulhause aber war der Weg sauber gekehrt. Vor Schulanfang ließ das der Herr Lehrer durch seine größeren Schüler besorgen.

Jetzt stand Tilgner vor dem Hause und schaute den heimwandernden Kindern nach. Unwillkürlich atmete er tief auf, denn bis morgen abend war er ein freier Mann. Nur die Orgel mußte er morgen zum Sonntagsgottesdienst spielen.

Er schaute um sich, als die Kinder verschwunden waren. Jetzt lag ein rosiger Schimmer auf der großen, weißen Schneedecke, denn die Sonne versteckte sich eben hinter den Bäumen des nahen Waldes. Von irgendwoher kam das Klingeln eines Schlittens, und jetzt trat ein Reh aus dem Wald und äugte neugierig auf die Straße heraus.

Joseph Tilgner nickte ihm vergnügt zu, dann ging er ins Haus zurück.

In der großen Wohnstube stand schon das Essen auf dem Tische, als Tilgner eintrat.

„Aber Kinder, könnt ihr nicht auf den Vater warten? Ihr werdet doch nicht verhungern!“ rief Frau Hanna, nahm Lotti das Weißbrot, das die Kleine eben angebissen hatte, aus der Hand und warf Hans, der stürmisch in seiner Suppe löffelte, einen ermahnenden Blick zu.

„Soll das vielleicht auch mir gelten?“ warf die Großmutter ihrer Tochter bissig zu.

„An dich habe ich natürlich dabei nicht gedacht,“ erwiderte Hanna.

„Natürlich, an mich wird ja nie gedacht!“

„Aber Mutter!“ fuhr die junge Frau auf.

Da begegnete ihr Blick den Augen ihres Mannes, und sie redete nicht weiter, aber man sah es ihr an, daß sie sich ärgerte.

„Heute ist es kalt,“ bemerkte Tilgner, um die entstandene Stille zu unterbrechen.

Da hatte Frau Stegmann auch schon wieder eine Bissigkeit bereit. „Ja, das stimmt!“ sagte sie. „Wie kalt es ist, das spüre ich am besten in meiner Kammer.“

„Nun, in unserer ist es auch kalt,“ erwiderte Tilgner ruhig. „Aber hier sitzen wir doch ganz behaglich.“

„So etwas sagt man einer alten Frau nicht! Hans und Lotti können da wirklich was Schönes lernen.“ Sie erhob sich und ging wie eine erzürnte Königin aus dem Zimmer.

Hans kicherte. Auch in Lottis Augen zeigte sich eine große Heiterkeit.

„Kinder,“ mahnte Tilgner, „ich hätte die Groß-

mutter nicht ärgern sollen. Ich werde mich deswegen bei ihr entschuldigen."

Damit war die Sache beigelegt, und weil die Großmutter nicht mehr da war, stellte sich bald die Gemütlichkeit wieder ein, und der Nachmittag verlief in Ruhe und Behaglichkeit.

Als es dunkel geworden war, ging Tilgner aus. Am Samstag hatte er im Pfarrhause seine Tarockpartie, an der auch der Förster teilnahm, und beide waren vom Herrn Pfarrer dann stets zum Abendessen eingeladen. Gegen sieben Uhr schickte Frau Hanna Lotti zur Großmutter. Das Kind sollte der alten Frau sagen, daß man zum Essen gehen werde.

Lotti aber kam allein zurück. „Großmutter kann noch nicht kommen. Sie hat einen Herzkrampf gehabt," meldete die Kleine in der Küche, wo ihre Mutter gerade Würste in siedendes Wasser legen wollte, dies aber bei des Kindes Botschaft unterließ. Als dann Lotti weiter plauderte: „Die Großmutter ist aber gewiß schon gesund, denn sie hat schon wieder Wein getrunken und Salami dazu gegessen," preßte Frau Hanna die Lippen aufeinander und legte dann die Würste ein. Sie kannte ja ihre Mutter durch und durch. Diese Herzkrämpfe hatten sich seit jeher zu passender Zeit eingestellt, nämlich immer genau dann, wenn Frau Stegmann damit etwas durchsetzen wollte.

Während die Würste kochten, ging sie hinauf und sagte zur Türspalte hinein: „Wir können nicht länger warten. Willst du vielleicht heute nichts mehr?"

Keine Antwort erfolgte, und Frau Hanna ging wieder in ihre Küche. Aber als sie das Essen auftrug, saß Frau Stegmann schon am Tisch und bewies durch ihren Appetit, daß der Herzkrampf bereits gänzlich überwunden war.

Beim Spülen des Geschirrs vergoß dann Hanna ein paar Tränen, und als sie den letzten Teller in den Schrank stellte, murmelte sie voll Bitterkeit: „Warum bleibt sie nur bei uns, wenn es ihr so wenig gefällt! Sie könnte mit ihrer Pension ganz gewiß in Trautenau besser leben — und wir hier auch. Aber sie will ja sparen für ihren Fritz — auf unsere Kosten.“

Gegen neun Uhr gingen die Kinder schlafen. Die junge Frau holte sich ihren Flickkorb und setzte sich zur Lampe. Als die Schwarzwälderuhr zehn schlug, räumte Hanna das Nähzeug weg, tat die ausgebesserte Wäsche in den Kasten, nahm ein Tuch um und trat vor das Haus.

Es war eine prachtvolle Nacht. Das Licht des Vollmondes und die Helligkeit des Schnees machten sie fast zum Tage. Das Dorf, ein wenig tiefer gelegen als das Schulhaus, das sich an seinem südlichen Ende befand, sah jetzt, in Schnee gebettet und von dem sanften Lichte überstrahlt, märchenhaft schön aus. Der Blick der jungen Frau wurde ganz weich, als er auf dem lieben Neste ruhte, das ihr eine traute Heimat geworden war.

Jetzt blitzte etwas da unten auf, das sich bewegte. Ein Helm war es und ein Bajonett. Der Gendarm Krüger kam gemächlich die Straße herauf.

Als er in die Nähe der Schule kam, grüßte er. „Frau Tilgner, Sie sind noch auf? Und in dieser Kälte stehen Sie im Freien?“ sagte er, am Gartenzaun stehen bleibend.

„Ich warte auf meinen Mann. Er ist im Pfarrhaus,“ entgegnete Hanna. „Wohin müssen Sie denn heute noch?“

„Zur Station will ich.“

„So weit noch?“

„Und dann muß ich die Grenze begehen. Es ist uns einer gemeldet worden. Vielleicht erwisch' ich ihn."

„Nun, bei dem Schnee ist das kein Vergnügen. Überhaupt —"

„Überhaupt ist's kein Vergnügen, auf die Menschenjagd zu gehen. Aber es muß halt sein."

„Da haben Sie freilich recht. Aber —"

„Na, sehen Sie, Frau Lehrer, jetzt geben Sie's selber zu. Aber jetzt muß ich machen, daß ich weiter komm'. Gute Nacht und eine Empfehlung an den Herrn Gemahl!"

Frau Hanna schaute Krüger eine Weile nach, dann zogen die Eiszapfen, die sich an das Dach gehängt hatten, und die jetzt im Mondstrahl wie silbern glänzten, ihre Augen auf sich. „Wenn das alles wirklich Silber wäre!" murmelte sie und mußte dann über diesen Gedanken lächeln.

So still wurde es jetzt, daß sie die Schneeklumpen fallen hörte, die sich plötzlich drüben am Saume des Waldes von den Zweigen gelöst hatten. Ein wenig vorgeneigt schaute sie zu der im Dunkeln liegenden Stelle hinüber, dann aber machte sie plötzlich einen raschen Schritt nach dem Hause zu.

Unter den Bäumen war eine Gestalt aufgetaucht, die Gestalt eines Mannes.

Jetzt löst sich die Gestalt aus dem Dunkel und ist mit wenigen Sprüngen auf der Straße.

Vom Waldesrand bis zum Schulhause sind kaum zweihundert Schritte. Der Mann legt sie fast laufend zurück.

Frau Hanna bleibt wie angewurzelt stehen. Ein schrecklicher Gedanke ist in ihr aufgezuckt. Die eine Hand auf das Herz, die andere um eine Zaunstange pressend, erwartet sie den eilig Herankommenden.

Plötzlich stößt sie einen leisen Schrei aus. „Fritz, du bist's wirklich? Und so — so kommst du zu uns?" stöhnt sie.

„So mach doch auf! Merkst du denn nicht, daß ich nicht gesehen werden darf?" fährt er sie an, reißt das Pförtchen auf und ist im nächsten Augenblick im Hause verschwunden.

Totenbleich und an allen Gliedern bebend folgt ihm seine Schwester.

Im Wohnzimmer sitzt er auf einem Stuhl. Seine Reisetasche und sein Hut liegen vor ihm auf dem Boden. Die Augen sind tief eingesunken, und ihr Ausdruck ist scheu und unruhig.

Hanna hat sich auch setzen müssen. Gleich neben der Tür hat sie einen Sessel gefunden, und das war gut. Sie wäre sonst vielleicht zusammengebrochen, so sehr zittern ihre Kniee, so kraftlos hat der Schrecken sie gemacht.

Endlich findet sie Worte. „Was hast du getan?" fragt sie mit einer Stimme, die gar nicht der ihrigen gleicht.

Fritz fährt auf. „Du nimmst also sofort an, daß ich —"

„Was nehme ich an?"

„Jedenfalls etwas Schlechtes. Leugne es, wenn du kannst — du, die du immer so lieblos gegen mich warst!"

„Laß das jetzt!"

Frau Hanna erhebt sich und geht steif bis an den in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch, auf den sie sich stützen muß. Weit vorgebeugt steht sie da, die Augen starr auf Fritz gerichtet. „Bringst du Schande in dieses Haus?" fährt sie fort. „Bist du nicht getrieben von Angst hierher gekommen? Und dein Aus-

sehen! Fritz, wenn du dich ansehen könntest! Wie ein flüchtiger Mörder siehst du aus."

Ein unterdrückter Schrei. Fritz hatte auffahren wollen, aber kraftlos sank er wieder zurück und schlug die Hände vors Gesicht.

„Fritz — Fritz!" stöhnte seine Schwester, ihn wie eine Irrsinnige anstarrend.

Keines von beiden hatte bemerkt, daß Tilgner unter der Tür stand. Jetzt sagte er in die fürchterliche Stille hinein, die den letzten Worten gefolgt war: „Hanna, laß mich mit Fritz allein. Später werde ich dich rufen. Da wirst du ruhiger geworden sein."

Er führte die Zitternde in die Küche hinaus.

Als er zurückkehrte, lief Fritz im Zimmer umher.

„Setz dich!" sagte Tilgner.

„Ich kann nicht."

„Du setzest dich!"

In des Lehrers Wesen war etwas, dem Fritz nachgeben mußte. Zähneknirschend stieß er sich einen Stuhl zurecht und ließ sich darauffallen.

„So — jetzt rede!" befahl Tilgner.

Fritz stöhnte nur: „Für einen Mörder hält sie mich! Für einen Mörder!"

Tilgner lachte bitter auf. „Du bist wie deine Mutter," sagte er. „Die dreht einem auch das Wort im Munde herum. Und so warst du seit jeher. Hanna hält dich nicht für einen Mörder, sie hat mit ihren Worten nur dein Aussehen charakterisieren wollen und hat das sehr richtig getroffen."

„So glaubst auch du —"

„Daß du zurzeit sehr gendarmenscheu bist! Ja, das glaube ich. Also — heraus mit der Sprache! Wenn du, was ich wünsche und hoffe, kein Mörder bist, was bist du dann?"

„Ich habe meine Kasse angegriffen," gab Fritz, die Augen senkend, zu.

„Also ein Dieb!" ergänzte sein Schwager das schmähliche Bekenntnis.

Fritz ballte die Hände und warf Tilgner einen wütenden Blick zu.

„Nun, du wirst dich doch nicht mehr für einen ehrlichen Menschen halten?"

„Es hat schon mancher —"

„Es hat noch keiner einen Orden dafür bekommen, selbst wenn er nur gestohlen hat, um seine hungernde Familie satt zu machen. Du aber hast keine Familie und einen Gehalt, der den meinigen weit übersteigt. Du hast also keine Entschuldigung dafür, daß du zum Dieb geworden bist."

„Joseph!"

„Geniert dich das Wort? Es hat dich doch die Tat nicht geniert!"

„Du kennst das Leben in der Großstadt nicht."

„Ich habe genug Phantasie, um es mir vorstellen zu können. Ganz genau aber kenne ich dich, mein Junge. Schon immer hast du alles nur für dich haben wollen. Du bist auch darin deiner Mutter Sohn. Das Wenigste leisten und das Meiste begehren — das ist euer in Taten umgesetzter Wahlspruch. — Was willst du übrigens hier? Meinst du hier Geld zu bekommen, im armen Dorfschulhaus, wo man aus der Hand in den Mund lebt?"

„Ich hoffte —"

„Nun, vielleicht kann dir deine Mutter helfen. Wie viel mußt du denn haben, um nicht —"

„Lumpige vierhundert Kronen."

„Die kann dir deine Mutter sicher geben."

„Meinst du?"

„Gewiß. Aber die hättest du doch auch von Otto erhalten können — herzensgut und opferfähig, wie er ist.“

„Er ist es ja auch! Bei Gott, das ist er!“ brach Fritz aufschluchzend los. „Er hat mir ja auch geholfen. Achthundert Kronen hat er für mich zusammengeborgt.“

„Du hast vorhin von vierhundert Kronen gesprochen —“

„Die ich noch brauche.“

„Also hast du zwölfhundert gestohlen?“

„Nur achthundert.“

„Entweder bist du oder bin ich verwirrt.“

„Gestern abend hat Otto mir die achthundert Kronen ins Kaffeehaus gebracht, wo ich auf ihn warten mußte. Aber er war so bös auf mich, daß er mich gleich wieder verließ — und da —“

„Und da?“

„Da kam ich auf die Idee, zu spielen. Wenn ich Glück gehabt hätte, hätte ich meine Kasse und Otto befriedigen können.“

„Du hast aber kein Glück gehabt?“

„Leider nicht.“

„Und hast also die Hälfte von Ottos mühsam zusammengebrachtem Gelde verspielt?“

„Ich hab's ja nur gut gemeint.“

Tilgner war langsam um den großen runden Tisch herumgegangen. Er stand jetzt dicht vor seinem Schwager, schaute ihm tiefernst in die Augen, dann erhob er die Faust und schlug ihm ins Gesicht.

„Schuft!“ sagte er dazu und legte die beiden Hände auf den Rücken.

So blieb er vor Fritz stehen.

Der war emporgetaumelt, vor Tilgners durch-

bohrendem Blick aber wieder auf den Stuhl niedergesunken.

„Dein erstes Verbrechen ist eine Kleinigkeit gegen diese zweite Niederträchtigkeit,“ sagte Tilgner. „Du und deinesgleichen, die ihr nicht den leisesten Begriff von Recht und Unrecht habt — euch sollte man vernichten, denn ihr seid das gefährlichste Raubzeug auf Erden.“

Fritz schluckte an einer Antwort und sah tückisch nach seinem Schwager hinüber.

Dieser aber betrachtete den jungen Menschen mit der verächtlichen Neugier, welche man für unbegreiflich Gemeines hat.

Nach einer Weile sagte er: „Die Kassenrevision ist vermutlich schon recht nahe bevorstehend, und deshalb bist du durchgebrannt. Bis dahin begreife ich dich. Warum aber kamst du in so heimlicher, scheuer Weise? Die Schande spürst du nicht, deine Mutter wird dir das Geld geben, also —“

„Ich bin in Gefahr —“

„Ist es also schon zu spät zum Gutmachen des Kassenmangels?“

„Auch dazu ist es zu spät. Heute früh hätte ich's noch vertuschen können. Aber das ist das wenigste —“

„Was heißt das?“

„Das heißt, daß ich möglicherweise in den Verdacht komme, einen Mord verübt zu haben.“

Fassungslos starrte Tilgner seinen Schwager an.

Dieser zog eine Zeitung aus der Tasche seines hellen Überrockes. Er zeigte auf eine gewisse Stelle.

Tilgner las. Er mußte sich einen Stuhl herbeiziehen, denn seine Beine trugen ihn nicht mehr. Seine Augen flimmerten, seine Pulse flogen zum Zerspringen.

Endlich schob er die Zeitung von sich und fragte

mit merkwürdig trockener Stimme: „Es handelt sich da um die Tante von Ottos Braut?“

„Ja.“

„Und was hast du damit zu tun?“

„Nichts.“

„Nichts? Fritz, sei in diesem schrecklichen Augenblick wahr!“

„Nichts!“ schrie Fritz qualvoll auf.

Im nächsten Augenblick lag er schluchzend zu seines Schwagers Füßen. Er glich einem Verzweifelnden.

Tilgner fühlte, daß der junge Mensch in diesem Augenblick keine Täuschung beabsichtigte.

„Joseph,“ schrie Fritz, „ich bin schlecht, und ich bin ehrlos geworden, aber so tief gesunken bin ich nicht! Um Gottes Barmherzigkeit willen, glaube mir — ein Raubmörder bin ich nicht!“

„Steh auf, ich glaube dir ja. Aber was fürchtest du? Besinne dich! Irgend etwas mußt du doch damit zu tun haben. Woher sonst deine Angst?“

„Otto war — vielleicht eine halbe Stunde, ehe die Schubert ermordet wurde — in meiner Angelegenheit bei ihr. Ich selber forderte ihn auf, von der alten Frau das Geld zu borgen. Er sträubte sich lange. Erst als er überall abgewiesen wurde, sagte er, daß er nun doch zur Schubert gehen wolle. Ich sollte ihn an der nächsten Straßenecke erwarten. Meine Ungeduld trieb mich aber dazu, bis zum Hause zu gehen, in dem Otto verschwunden war. Dort drückte ich mich in einen Winkel der Haustornische. Es war dichter Nebel. Eine Frau, die an mir vorbeikam, schaute mich scharf an, dann ging sie ins Haus. Mir war es sehr unbehaglich geworden. Ich ging wieder an die Straßenecke. Nun weißt du, warum ich in Angst bin. Die Beschreibung des Mörders, die dort in der Zeitung

steht, paßt genau auf mich. Es wird herauskommen, daß Otto für mich Geld zusammenborgte und daß er auch bei der Schubert war. Und mich hat man nun auch dort gesehen. Weißt du jetzt, warum ich mich verbergen muß, bis der wahre Mörder gefunden ist? Seit gestern früh bin ich aus Wien verschwunden. Es war zu dumm von mir, daß ich schon so frühzeitig das Haus verließ. Aber ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, ich hatte den Kopf verloren. Gegen neun Uhr mußte im Geschäft der Kassendefekt entdeckt sein, da hatte ich dann meine Verhaftung zu gewärtigen. Ich wollte also schon weit weg von Wien sein. Dem Otto wollte ich das Geld, das ich noch besaß, schicken und mich erschießen. Dort in meiner Tasche ist der Revolver."

„Der unbenützte!" konnte Tilgner zu sagen sich nicht enthalten.

Fritz zuckte zusammen und fuhr dann heiser fort: „Ich hatte nicht den Mut dazu. Und so kam ich hierher."

„Nachdem du Kenntnis davon bekamst, daß ein Mann von deinem Äußeren die entsetzliche Tat begangen haben soll, hättest du sofort umkehren und dich selbst stellen müssen."

„Bist du verrückt?"

„Weder in meinem Kopf noch in meinem Gewissen."

„Ich sollte mich selber der Schande ausliefern?"

„Du hast dich der Schande schon durch deine Tat ausgeliefert. Man wird dich suchen und auch finden."

„Wirst du mich fortschicken?"

Tilgner zuckte ungeduldig die Schultern. „Werde nur nicht theatralisch!" sagte er kühl. „Ich werde dich nicht zwingen, zu gehen, denn das wird nicht notwendig sein. Wenn du ruhig nachgedacht hast, wirst du selbst

dieses Haus verlassen, denn du wirst einsehen, daß man dich zuallererst hier suchen wird."

Fritz Stegmann sah seinen Schwager erschrocken an, dann legte er den Kopf auf den Tisch und fing herzerbrechend zu weinen an.

Da ging Tilgners Verachtung in Mitleid unter. Er sagte gütig: „Fritz, entschließ dich zu dem einzig Richtigen. Laß es nicht darauf ankommen, daß man dich gewaltsam nach Wien bringt. Geh selbst! Es wird der beste Beweis für deine Schuldlosigkeit in bezug auf jenes größere Verbrechen sein. Ermanne dich, Fritz — büße und mach damit deine Seele wieder frei! Wenn dir die Selbststellung dadurch leichter wird, fahre ich gern mit dir nach Wien und —"

Tilgner hielt inne. Fritz hatte den Kopf erhoben. Beide lauschten.

„Die Mutter!" murmelte Fritz und sah scheu nach der Tür, hinter welcher man das Sprechen zweier Frauenstimmen hörte.

Schon wurde die Tür aufgerissen, und die alte Frau Stegmann kam, so schnell ihre Schwerfälligkeit es zuließ, hereingestürzt. „Fritz — Fritz!" schrie sie. „Was ist geschehen? Und diese roten Flecken in deinem Gesicht! Bist du gestürzt?"

„Nein, ich schlug ihn," sagte Tilgner.

„Sie schlugen ihn!" kreischte die alte Frau. — „Und du hast dir das gefallen lassen?" wandte sie sich an ihren Sohn.

„Er wird sich noch mehr gefallen lassen müssen," sagte Tilgner schroff.

Hanna stand totenbleich und bebend an der Tür. Ihre Mutter war ebenfalls auf einen Stuhl gesunken, aber wütende Blicke konnte sie doch noch versenden. „Schweigen Sie!" zischte sie ihren Schwiegersohn an.

„Von Fritz will ich hören, was geschehen ist. — Fritz, mein Junge, komm mit mir. Diese beiden haben ja kein Herz für dich."

Sie hatte sich erhoben.

Als Fritz das gleiche tun wollte, sagte Tilgner streng: „Du bleibst hier. Solange du unter meinem Dache bist, gibt es keine Heimlichkeiten. So — und jetzt red."

„Sag du es!" stieß Fritz heraus.

Tilgner machte die beiden Frauen mit dem Geschehenen bekannt und schloß seine Erklärung mit den Worten: „Vernünftigerweise ist Fritz entschlossen, sich dem Gericht zu stellen."

Frau Stegmann hatte ihm wie entgeistert zugehört. Schrill auflachend schrie sie jetzt: „Dazu haben natürlich Sie ihn überredet. Aber das geschieht nicht!"

„Es wird geschehen, und Sie werden nichts anderes dabei zu tun haben, als daß Sie die unterschlagene und die verspielte Summe ersetzen. Ich weiß, daß Sie in der Lage sind, dieses Opfer bringen zu können, während Otto, der immer von Ihnen Zurückgesetzte, keine Ursache hat, jahrelang Schulden zu schleppen, die dieser hier gemacht hat."

„Was ich mit meinem Gelde mache, geht niemanden etwas an," schrie Frau Stegmann. „Fritz wird aber selbstverständlich Geld von mir erhalten, damit er fliehen kann."

„Wenn er sich wirklich dazu von Ihnen verleiten läßt, geht er augenblicklich aus meinem Hause."

„Mitten in der Nacht?" schrie die Alte.

„Jetzt, mitten in der Nacht," sagte Tilgner mit eisiger Ruhe.

„Pfui — pfui!"

„Aber Mutter!" rief Hanna empört.

Tilgner winkte ihr beruhigend zu. „Laß sie nur!"

sagte er. „Heute wollen wir nichts von ihr erwarten, was auch sonst schon gegen ihre Natur geht. — Fritz," wandte er sich dann an seinen Schwager, „erkläre dich jetzt. Wir müssen schon bald aufbrechen, wenn wir zum Frühzug noch zurechtkommen wollen."

Frau Stegmann rang die Hände.

Fritz hatte sich erhoben. Sein hübsches Gesicht war sehr blaß und sehr ernst. Er richtete sich stramm auf, schaute seinem Schwager und dann seiner Schwester fest ins Auge und sagte: „Ich will nach Wien zurück. Joseph, Hanna, verzeiht mir die Schande, die ich euch mache. Ich glaube, daß ich von heute an ein anderer sein werde. So — und jetzt laßt mich allein."

Da stürzte seine Mutter auf ihn zu und umklammerte ihn. „Ich lasse dich nicht allein. Du tust dir etwas an!" wimmerte sie.

Er machte sich von ihr frei. „Geh, Mutter, sonst könnte ich im Guten und Wahren wieder schwankend werden," murmelte er und kehrte sich ab.

Da sank die alte Frau vor ihm auf die Kniee. Es war, als ob etwas gebrochen wäre in ihr. Schluchzend wiederholte sie immer wieder: „Also im Guten und Wahren würde ich ihn schwankend machen! Im Guten und Wahren! — Fritz, wie kannst du mich so verurteilen!"

Hanna weinte laut und hob die alte Frau auf.

Frau Stegmann aber ließ sich nicht halten. Sie machte sich heftig frei und ging hinaus.

Hanna wollte ihr nach. Ihr Mann aber winkte ihr, das sein zu lassen.

„Fritz wird jetzt eine Stunde ruhen," sagte er. „Dann mach uns Tee. Ich begleite ihn bis Wien, wenn ihm das die Fahrt leichter macht."

„Ich bitte dich darum," murmelte der Unselige.

Tilgner ging in dem Gang, der vor der Küche lag, auf und nieder. Nur von hier aus konnte man in das Wohnzimmer gelangen. Er bewachte den Eingang. Er war fest entschlossen, seine Schwiegermutter mit Fritz nicht allein zu lassen.

Aber sie kam nicht wieder zum Vorschein. Erst kurz vor dem Aufbruch hörten sie sie die Treppe herunterkommen.

„Hier ist, was ich habe," murmelte sie. „Mein Kopf ist ganz wirr. Nehmen Sie, was gebraucht wird, heraus." Sie hielt Tilgner eine alte lederne Tasche hin.

Er schraubte die Lampe höher und legte, was in der Tasche war, auf die Platte des Küchentisches. Es war mehr, als er und Hanna vorausgesetzt hatten. Neben Gold- und Papiergeld kam ein Umschlag zum Vorschein, der etwa ein Dutzend Wertpapiere umschloß.

An diese hielt sich Tilgner. Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuch und schrieb die Nummern von sieben dieser Wertpapiere auf, deren Verkauf ein wenig mehr ergeben würde, als man zur Ordnung der Angelegenheit bedurfte. Dann mußte Frau Stegmann schriftlich bescheinigen, wozu der Erlös der Papiere dienen sollte.

Man war eben damit fertig, und die alte Frau hatte alles, was übrig blieb, gerade wieder in die Tasche getan, als sich die Zimmertür öffnete, und Fritz fragte, ob man noch nicht bald gehen müsse.

Er sah recht elend, immerhin aber ruhiger als vorher aus.

Hanna fiel ihrem Bruder um den Hals, zerdrückte ihn schier und schluchzte herzzerbrechend. Frau Stegmann aber, die jetzt, da sie Geld hergegeben, ihren Trotz und ihren Hochmut wiedergefunden hatte, fand Worte genug.

„Freiwillig gehst du, mein Kind, mein teures Kind!“ deklamierte sie. „Wie bist du trotz deiner ja entschuldbaren Verirrung besser als manch anderer, der sich für wer weiß was hält!“

„Seine Verirrungen sind nicht entschuldbar,“ verbesserte Tilgner die Worte der heuchlerischen Frau, die sogar jetzt um sich biß.

Als die beiden Männer das Schulhaus verließen, schlug es auf dem Dorfkirchturm gerade zwölf Uhr.

Hanna schaute ihnen nach, bis sie im Walde verschwanden. Viel sah sie allerdings nicht, denn ihre Augen schwammen in Tränen.

Achtes Kapitel.

Schweigend schritten die beiden Männer durch den Winterwald. Still war es um sie her, nur der Schnee krachte unter ihren Tritten.

Unangefochten erreichten sie eine halbe Stunde vor Ankunft ihres Zuges die Station.

Auf dieser herrschte schon Leben, denn es war soeben der Gegenzug eingefahren.

Er hatte nur wenig Passagiere gebracht, unter diesen einen hochgewachsenen jüngeren Mann, der sich sogleich in das Restaurant begab, um nach der kalten Fahrt etwas Erwärmendes zu sich zu nehmen.

Mit ihm zugleich betraten Tilgner und sein Schwager den kleinen Restaurationsraum, denn auch sie waren tüchtig durchfroren.

„Hier wollen wir uns setzen, Fritz,“ sagte Tilgner, auf einen in der Nähe des warmen Ofens befindlichen Tisch zugehend.

Der Fremde hatte sich bereits am Nachbartische niedergelassen. Als das Wort „Fritz“ fiel, erhob er die

Augen. Es waren klug und scharf schauende Augen. Sie hefteten sich auf den Angeredeten, der sich jetzt, obwohl er einen warmen, hellen Überzieher trug, fröstelnd an den Ofen stellte.

„Wäre ich nur schon in Wien!“ sagte Fritz zu Tilgner. „An der Geldgeschichte liegt mir ja wenig mehr. Das ist ja schon so gut wie beseitigt, aber das andere, das man mir vielleicht aufhalsen wird! — Bitte, hol doch gleich die Karten. Es ist mir sonst, als ob jetzt noch etwas dazwischen kommen könnte.“

„Gut. Bestell inzwischen Kaffee.“

Tilgner nahm seine Geldtasche heraus und verließ den Restaurationsraum.

Trotzdem die beiden nur leise miteinander sprachen, hatte der Fremde am Nebentisch doch offenbar verstanden, wovon die Rede war. Er hatte ein Notizbuch aus der Brusttasche seines Rockes genommen und es geöffnet. Eine Photographie lag darin, die er aufmerksam betrachtete.

Es war die Photographie dessen, der hier am Ofen stand, während sein Begleiter gegangen war, um Fahrkarten nach Wien zu lösen.

Tilgner kam eben zurück. Auch der Kellner fragte jetzt nach den Wünschen der Gäste, und die drei Reisenden bestellten Kaffee bei ihm. Sie bezahlten auch sogleich.

„Wenn wir nur ein Abteil für uns allein fänden!“ sagte Fritz.

Der Fremde stand auf, ging hinaus auf den Bahnsteig und suchte dort das Zimmer des Stationsvorstandes auf. Mit diesem hatte er eine kurze Unterredung.

Als er das Zimmer wieder verließ, traten Tilgner und Fritz eben auf den Bahnsteig hinaus.

Da stellte er sich ihnen vor. Johann Prischinger

hieß er und gab an, er sei Beamter der Bahn. Er habe vorhin gehört, daß der eine der Herren sich nicht ganz wohl fühle und gerne ohne viel Gesellschaft nach Wien reisen möchte. Diesen Wunsch könne er erfüllen, freilich nur dann, falls die Herren ebenfalls dritter Klasse reisten wie er. Da könne er es ihnen schon ermöglichen, mit ihm, der auch nach Wien fahre, allein zu bleiben. „Ich werde die Herren nicht stören," fügte er freundlich hinzu, „denn ich habe die ganze Nacht gewacht und werde wohl bis Wien schlafen."

Tilgner nahm das freundliche Anerbieten gerne an. Sie stiegen mit dem Fremden zusammen in ein leeres Abteil ein, und tatsächlich blieben sie mit ihrem fast immer schlafenden Reisegefährten bis Wien allein. Sie konnten also ziemlich ungeniert miteinander reden, denn der Mann war der reine Dauerschläfer, dessen Gegenwart nur dadurch unangenehm war, daß er schnarchte.

In Wien stiegen sie sofort in eine Droschke und ließen sich zu Fritzens Chef fahren. Sicher war es ja nicht, daß dieser schon die Anzeige gegen seinen flüchtigen Kassierer erstattet hatte. Vielleicht war also die fatale Angelegenheit noch in aller Stille abzumachen. Daß ein zweiter Wagen dem ihren folgte, darauf achteten sie nicht.

Sie fanden den Bankier daheim. Er pflegte die Sonntage stets im Kreise seiner Familie zuzubringen.

Wollte man aber daraus schließen, daß er ein gemütlicher Mann sei, so wäre dies ein Irrtum gewesen, denn Thomas Leibner war ganz das Gegenteil davon.

Als ihm die Besucher gemeldet wurden, warf er erregt seine Zeitung auf den Tisch und sprang auf. „Sie wagen es wirklich, mir noch einmal unter die Augen zu treten?" sagte er hart und scharf zu Fritz,

der sich nur mühsam an der Lehne eines Sessels aufrecht hielt und keines Wortes mächtig war.

Da trat Tilgner vor, verbeugte sich kurz und entgegnete mit vieler Ruhe: „Wir begreifen Ihre Entrüstung, allein sie hätte keinen Zweck mehr, falls Sie noch keine Anzeige gegen meinen Schwager gemacht haben sollten.“

„Die ist selbstverständlich bereits gemacht.“

„Da Sie also schon die Anzeige erstattet haben, so ist unsere Anwesenheit hier nicht weiter notwendig. Wir empfehlen uns deshalb und —“

„Aber mein Geld? Was ist mit meinem Geld?“

„Haben wir bei uns. Allein wir werden es nun wohl dem Gericht übergeben müssen.“

„Bitte, lassen Sie es nur da! Ich habe hier die genaue Abrechnung. Wollen Sie sie prüfen, Herr Stegmann? — Nein? — Nun also, dann geben Sie nur her. Ich teile dem Gericht sofort mit, daß die Angelegenheit erledigt ist. Das wird Ihnen nur nützlich sein.“

Tilgner packte seine Wertpapiere aus.

Leibner machte jetzt ein recht zufriedenes Gesicht. Er kam ja nun ohne Schaden davon, das übrige war ihm ziemlich gleichgültig. Dennoch fühlte er sich bewogen, nun ein wenig freundlicher zu sein.

„Herr Prantner hat mir natürlich nicht verbergen können, daß Sie die Kasse angegriffen haben,“ begann er, sich zu Fritz wendend, „und in seiner Entrüstung erzählte er mir auch, daß Ihr Bruder das Geld in aller Eile herbeigeschafft hat, daß Sie es aber zum Teil wieder verspielten und dann flüchteten. Da war ich so erzürnt —“

„Daß Sie mich anzeigten.“

„Ja. Ich zeigte aber auch noch etwas anderes an,“

fuhr Leibner verlegen fort, „und das tut mir jetzt fast leid, wiewohl es meine Pflicht war — einfach meine Pflicht."

„Was war Ihre Pflicht?" fragte Tilgner gespannt.

„Zu sagen, daß Herr Falk und Herr Stegmann Stiefbrüder sind."

„Wer interessierte sich denn dafür?"

„Ich las in der Zeitung, daß ein gewisser Otto Falk, der Bräutigam der Anna Lindner, von der Behörde vernommen wurde über den Verkehr der ermordeten Frau Schubert und daß —"

„Ich bitte fortzufahren, Herr Leibner."

„Also — der Name Otto Falk fiel mir auf. Sie, Herr Stegmann, haben ja öfters von Ihrem Stiefbruder gesprochen, und erst gestern früh sang Prantner sein Lob —"

„Und da gingen Sie zur Polizei und erzählten dort, daß dieser brave Mensch vorgestern Geld für seinen Bruder zusammengeborgt hat?" sagte Tilgner empört.

„Auch das erzählte ich," erwiderte der Bankier trotzig. „Aber ich ging hauptsächlich deshalb hin, um der Polizei mitzuteilen, daß dieser Otto Falk einen Stiefbruder habe, der mir mit achthundert Kronen durchging, einen hellen Winterüberzieher trägt und —"

Fritz sank stöhnend auf einen Sessel.

„Es war meine Pflicht," fuhr Leibner fort. „Gewiß, meine Bürgerpflicht war es."

„Allerdings — es war Ihre Bürgerpflicht," sagte Tilgner ruhig. „Wenn Sie auch alle anderen Bürgerpflichten so pünktlich erfüllen, dann sind Sie in der Tat ein Musterbürger." Dann wies er auf die noch daliegenden Wertpapiere und fuhr fort: „Was davon

Ihnen zukommt, behalten Sie am liebsten natürlich gleich hier."

Leibner legte einige der Papiere beiseite und schrieb eine Empfangsbestätigung darüber.

Mühsam erhob sich Fritz. Einen Blick noch warf er auf Leibner, vor welchem dieser die Augen senkte, dann wankte er hinaus.

Auch Tilgner empfahl sich nur stumm und ging Fritz nach.

Leibner schaute ihnen nach. Er hatte einen ganz roten Kopf. Dann aber machte er eine wegwerfende Bewegung und sagte noch einmal laut und nachdrücklich: „Es war meine Bürgerpflicht!" —

Schweigend gingen die beiden Verwandten die Treppe hinab.

„Und jetzt?" fragte Fritz, als sie auf die Straße traten. Er war totenbleich, und seine Stimme klang heiser.

Tilgner legte ihm die Hand auf die Schulter. „Verlier den Mut nicht, nimm ergeben die Strafe hin, die du verdient hast. Und was das andere anbelangt — auch da sollst du den Mut nicht verlieren. Der Schuldige wird gefunden werden."

„Führst du mich jetzt aufs Gericht?" fragte, halb sinnlos vor Angst, der Unglückliche.

Tilgner schaute ihn verwundert an. „Ich glaubte, du seiest hierher gekommen, um dich freiwillig zu stellen?"

Fritz starrte einige Augenblicke lang vor sich hin. Dann schossen Tränen in seine Augen und rollten langsam über seine bleichen Wangen. Und während er auf den wartenden Wagen zuschritt, rief er selbst dem Kutscher zu: „Zum Landesgericht!"

Der Kutscher nickte gleichmütig, und der Wagen fuhr davon.

Jenseits der Straße hatte ein zweiter Wagen gehalten. Er setzte sich ebenfalls in Bewegung.

Es war heute das gleiche schlechte Wetter, das am letzten November, also vorgestern, in Wien geherrscht hatte. Es war sogar noch häßlicher, denn der dichte Nebel hatte eine eisige Kälte mitgebracht.

Es war kein Wunder, daß Fritzens Zähne hörbar aufeinanderschlugen.

Wieder redeten die beiden kaum ein paar Worte. Aber ihre Hände hatten sich gefunden. Die Rechte Tilgners hielt mit festem Druck Fritzens eiskalte Finger umspannt.

Endlich hielt der Wagen an.

Tilgner erhob soeben die Hand, um den Schlag zu öffnen. Aber das besorgte schon ein anderer.

Beide blieben höchlich betroffen neben dem Wagen stehen und starrten den an, der die Wagentür aufgetan hatte, und der jetzt zu Fritz sagte: „Kommen Sie nur, man erwartet Sie schon. Es ist sehr gut für Sie, daß Sie freiwillig gekommen sind.“

Der das sagte, war der junge, stattliche Mann, mit dem sie nach Wien gefahren waren.

Neuntes Kapitel.

Tilgner klopfte an die Tür von Ottos Wohnung. Es blieb stumm, denn der Gesuchte war nicht zu Hause, und Ottos Wirtin wußte nicht anzugeben, wo er sei. Sie war offenbar eine sehr neugierige Person und stellte Fragen an Tilgner, die bezeugten, daß sie sich seit gestern über ihren Mieter Gedanken machte.

Das gefiel Tilgner wenig, und er empfahl sich rasch und fuhr nach der Hauptpost, wo er in einem Brief in gedrängter Weise Otto alles zu wissen tat, was seit

gestern abend geschehen war. Zu diesem Briefe legte er sämtliche Wertpapiere, die er noch besaß, sowie die vier Hundertkronenscheine, die er Fritz abgenommen hatte, und gab all dies zusammen als Wertsendung an Otto auf. Er hatte den Brief an das Geschäft, in dem Otto angestellt war, adressiert. Nachdem dies abgetan war, fuhr er zum Bahnhof und kam gerade noch zu dem Prager Zug zurecht.

Zu derselben Zeit, als Tilgner aus dem Bahnhof hinausfuhr, wurde Ottos Wirtin abermals gestört. Es kam ein Mann, der offenbar ein Polizist war, und gab für Otto Falk ein amtlich aussehendes, versiegeltes Schreiben ab.

Die Augen der Frau glitzerten förmlich vor Neugierde. Gar zu gerne hätte sie gewußt, was in dem Schreiben stand, und es war gut, daß Otto eben heimkam und es ihr abnahm. Es war eine abermalige Vorladung. Um acht Uhr morgens hatte er sich am nächsten Tage in demselben Amtszimmer einzufinden, in welchem er bereits einmal erschienen war, um freiwillig die Auskunft zu geben, daß Frau Schubert um eine gewisse Zeit noch gelebt habe. In seiner damaligen großen Aufgeregtheit hatte er gemeint, daß er dies aussagen müsse. Bezog es sich doch immerhin auf den schrecklichen Fall und konnte daher möglicherweise zu dessen Klärung beitragen.

Eine kurze Weile peinigte ihn freilich der Gedanke, daß Fritz, von dem er sich ja sogleich getrennt hatte, nachdem er ihm gesagt, daß die Schubert nichts hergegeben habe, möglicherweise auch dieses Verbrechen begangen haben könne; aber er ließ diesen entsetzlichen Verdacht doch nicht so recht in sich aufkommen, und gänzlich beseitigt wurde er, als Lauterer ihm das Vierblatt zeigte, das ja der Schubert nicht gehört hatte,

also nur von ihrem Mörder auf dem Schauplatz seiner Tat zurückgelassen worden sein konnte.

Otto aber wußte ganz genau, daß Fritz ein solches Anhängsel nicht an seiner Uhrkette gehabt hatte. Es konnte ihm also auch in einem etwaigen Kampfe mit der Überfallenen nicht entrissen worden sein.

Dennoch ärgerte er sich, seit er ruhiger geworden, darüber, daß er zur Behörde gelaufen war. Er hatte sich dadurch immerhin mit dem Fall in Berührung gebracht. Und wenn man dahinter kam, daß er gestern so viel Geld gebraucht hatte, wenn man ferner dahinter kam, für wen er es brauchte, wie damit gewirtschaftet worden war, und daß Fritz nun verschwunden sei — —!

Otto Falk war schon vor Eintreffen der Vorladung recht unruhig gewesen. Als er sie gelesen hatte, steigerte sich seine Unruhe noch um ein bedeutendes.

Aber pünktlich fand er sich am anderen Morgen bei Lauterer ein.

Dieser empfing ihn weit kühler, als er ihn das vorige Mal entlassen hatte. Er sagte ohne jede Einleitung: „Sie haben mich gestern belogen.“

Otto wollte auffahren, aber er besann sich und wartete darauf, was der Beamte weiter vorbringen werde.

„Sie gingen nicht zu Frau Schubert, um wegen Ihrer Heirat mit ihr zu sprechen, sondern um Geld von ihr zu fordern.“

„Zu erbitten,“ verbesserte Falk. Er war sehr blaß geworden, sah er doch, daß die Lage für ihn ernst, recht ernst wurde. Das war keine Besprechung mehr, das war schon ein Verhör.

An dem Tisch, der hinter dem Lauterers dicht beim Fenster stand, saß ein Schreiber und protokollierte.

Dieser Schreiber war ein schon ältlicher Mann mit

dichtem, kurzgeschorenem, eisgrauem Haar. Er trug eine Brille. Wenn er nicht schrieb, schaute er gelangweilt auf seine Uhr, die vor ihm auf dem Tische lag.

Falk bemerkte das wie durch einen Nebel, und wie durch einen Nebel kam ihm der Gedanke: „Könnte ich doch auch wieder so ruhig sein, wie dieser Mensch es ist!“

Lauterer fuhr fort: „Sie machten mich auch glauben, daß Sie vorgestern nachmittag deshalb nicht in Ihr Geschäft gingen, weil Sie unwohl gewesen seien.“

Otto lächelte schmerzlich. „Es war mir in der Tat übel, seelisch und körperlich übel zumute,“ warf er leise ein.

„Das mag richtig sein, aber Sie blieben nicht deshalb Ihrem Geschäfte fern. Sie liefen umher, um Geld aufzutreiben.“

„Das ist also der Behörde schon bekannt?“

„Ja. Es ist ihr auch schon bekannt, daß Sie selbst ein sehr geregeltes, in jeder Beziehung einwandfreies Leben führen und mit Ihrem Gehalt ausreichen, daß Sie also die Schulden, die Sie machten, nicht für sich, sondern für einen anderen, für Ihren Stiefbruder Friedrich Stegmann machten, dessen Leumund ein recht bedenklicher ist, der aus Wien verschwand und nun polizeilich wegen Unterschlagung verfolgt wird. Gestern erzählten Sie mir ferner, daß Sie niemanden als Ihre Braut in Wien hätten, mit dem Sie über Ihre Angelegenheiten reden können. Daß auch Ihr Stiefbruder in Wien sei, verschwiegen Sie — begreiflicherweise,“ setzte der Beamte mit einem Anflug von Lächeln hinzu.

„Begreiflicherweise,“ wiederholte Falk, „denn nicht einmal meine Braut weiß, daß Fritz hier ist. Ich schäme mich seiner.“

„Um welche Zeit wollen Sie von der Schubert weggegangen sein?“

„Ich bin zehn Minuten vor sechs aus dem Hause getreten.“

„Es gibt jemanden, der mit Sicherheit aussagt, daß dies erst fünf Minuten nach sechs geschehen ist.“

„Hat dieser Jemand auf meine Uhr geschaut?“

„Sie denken an Uhrendifferenzen?“

„Ja.“

Der Schreiber mußte in diesem Augenblick husten.

Lauterer schaute zu ihm hin. Er mußte sich zu diesem Zweck weit zurückbeugen.

Als er wieder seine frühere Stellung einnahm, fragte er weiter: „Haben Sie Ihre Uhr seit Freitag vor- oder zurückgestellt?“

„Ich hatte keine Ursache dazu. Sie geht ausgezeichnet.“

Falk nestelte die einfache Kette los und legte sie samt der Uhr vor Lauterer hin.

Dieser drückte auf den Knopf einer elektrischen Klingel.

Ein Wachmann kam herein.

Lauterer nickte ihm bloß zu, worauf der Mann wieder ging.

Es dauerte nicht lange, da wurde die Tür wieder aufgetan. Falk, der ihr den Rücken zuwendete, wußte aber nicht, wer eingetreten war.

Da schrie jemand hinter ihm laut auf: „Otto!“

Jetzt fuhr auch dieser auf und wandte sich um. Die Brüder standen einander wie erstarrt gegenüber.

Des Schreibers Blick wanderte zwischen ihnen hin und her. Auch Lauterer beobachtete sie scharf.

„Du bist wieder da?“ sagte Falk endlich. In seinem Gesicht war tiefe Traurigkeit zu lesen.

Des anderen Wangen überflog ein dunkles Rot. „Ja, aber freiwillig bin ich zurückgekehrt," sagte er. „Daheim war ich. Joseph hat mich herbegleitet. Er riet mir, alles, was ich weiß, wahrheitsgemäß mitzuteilen."

„Da hat er dir gut geraten."

„Geben Sie mir einmal Ihre Uhr," sagte Lauterer zu Fritz.

Dieser tat, wie ihm geheißen worden war.

„Haben Sie sie seit vorgestern abend vor- oder zurückgerichtet?"

„Ich habe sie wie immer aufgezogen. Weiter habe ich nichts mit ihr gemacht."

„Ist das sicher?"

„Jawohl. Ich habe zwischen damals und jetzt an ganz anderes gedacht als daran, meine Uhr zu richten."

Lauterer hatte den Gang der beiden Uhren verglichen. Dann schaute er zu dem Schreiber hinüber.

„Um zwölf Minuten differieren die Uhren. Die Ihrige, Herr Falk," sagte er zu Otto, „zeigt genau so viel als meine Uhr, die ein Präzisionswerk hat."

„Auch meine hat ein solches Werk," bemerkte Falk gelassen und nahm seine Uhr wieder zurück. Dabei setzte er seinen ersten Worten hinzu: „In dieser Beziehung habe ich also nicht gelogen."

„Sie gingen, als Sie das Haus der Schubert verlassen hatten, sofort zu Ihrem Stiefbruder?"

„Sofort. Er kam mir übrigens entgegen. Ich hatte erst wenige Schritte auf der Straße gemacht, als er schon vor mir stand."

Der Schreiber blickte in ein Schriftstück, das vor ihm auf dem Tisch lag. Es war das Protokoll, das man auf der Polizeidirektion sogleich nach Stegmanns Eintreffen mit diesem aufgenommen hatte. An einer

Stelle stand da zu lesen: „Ich zitterte schon vor Aufregung. Ich ging wieder zum Hause der Schubert. Da kam Otto mir schon entgegen.“ Neben diese Stelle schrieb der Schreiber: „Stimmt!“

„Und wie lange blieben Sie dann bei ihm?“ fuhr Lauterer im Verhöre fort.

„Bis wir die nächste Haltestelle der Straßenbahn erreicht hatten.“

„Also nur ein paar Minuten noch?“

„Ein paar Minuten.“

„Was geschah dann?“

„Dann fuhr ich zu meinem Paten, um mir dort die dreihundert Kronen, die mir noch fehlten, zu leihen.“

„Waren Sie sicher, das Geld zu erhalten?“

„Nein. Mein Pate brauchte ja nur nicht zu Hause zu sein —“

Otto stockte.

Lauterer ergänzte den Satz, den alle Anwesenden gleicherweise zu Ende dachten, indem er sagte: „Dann hätte Ihr Bruder keinenfalls am nächsten Morgen seinen Fehlbetrag ersetzen können.“

„Ich wenigstens hätte niemanden mehr gewußt, an den ich mich hätte wenden können.“

„Wußte das Ihr Bruder?“

„Er wußte es.“

Der Schreiber ergänzte das Protokoll durch eine Bemerkung.

„Wann trafen Sie dann wieder zusammen?“ fragte Lauterer weiter.

„Gegen neun Uhr — im Kaffeehause, wohin ich Fritz bestellt hatte.“

„Fiel Ihnen da nichts an ihm auf?“

„Nein.“

„War er nicht sehr aufgeregt?“

„Gewiß war er aufgeregt. Er hatte ja auch Ursache dazu."

Lauterer biß sich auf die Lippen. „Ich meine, daß er noch aufgeregter war, als es der Fehlbetrag in seiner Kasse erforderte?" verbesserte er seine erste Frage nicht übermäßig glücklich.

„Herr Doktor," sagte Otto, „ich kenne genug vom Inhalt unserer Strafprozeßordnung und weiß, daß ich nicht jede Frage zu beantworten brauche, die mir gestellt wird, denn unsere Gesetze sind menschlich. Aber ich werde trotzdem jede Frage, die in dieser Sache an mich gerichtet werden wird, von nun an nach bestem Wissen und Gewissen beantworten. Soll ich vor Fritz weiterreden?"

Lauterer drückte abermals auf die elektrische Klingel. Er ließ Fritz abführen. Dieser suchte umsonst im Gehen Ottos Augen. Nicht einmal einen Blick gönnte der ihm.

Als die Tür sich wieder geschlossen hatte, sagte Falk ernst: „Also, Herr Doktor, fragen Sie!"

Da stand der junge Beamte auf und bohrte seinen Blick förmlich in Ottos Augen. „Sie halten Ihren Stiefbruder an dem Raubmorde für schuldlos?" fragte er.

„Ja."

„Es spricht bis jetzt aber nahezu alles gegen ihn: sein Charakter, die Tatsache, daß er sich vor öffentlicher Schande und Bestrafung sah, seine Anwesenheit an dem Tatorte zur Zeit der Tat und vor allem seine Flucht."

„Ist die Furcht vor öffentlicher Schande und Bestrafung nicht genug Grund zu dieser Flucht? Ich hatte Fritz in die Lage versetzt, den Fehlbetrag rechtzeitig zu ersetzen; er aber verspielte die Hälfte des Geldes, und nun war ihm die Schande sicher. Er reist weg, nimmt auch seinen Revolver mit —"

„Tut sich doch nichts — und hat vielleicht nur gespielt, um sich zu betäuben, denn er war an jenem Abend ‚unheimlich aufgeregt‘, wie mehrere Zeugen aussagen. Warum war er so aufgeregt, noch immer so aufgeregt, auch nachdem er sich schon durch Sie gerettet wußte?“

„Fritz ist ein sehr schwacher Charakter.“

„Ein Mensch ohne Ehrgefühl, ohne Gewissen. Er war nach seinen eigenen Worten erzürnt darüber, daß die Schubert nichts hergab. Liegt es da so fern, daran zu denken, daß er einen Teil der Zeit, über deren Verwendung er keine Rechenschaft geben kann, ihr zum Unheil verwendete? Der mutmaßliche Täter hat sein Äußeres und trug sich so, wie er sich trägt. Vor einer Stunde erst wurde Fritz Stegmann von zwei Zeuginnen als der Mann bezeichnet, den sie zur kritischen Zeit gesehen haben. Und Sie halten ihn trotzdem für unschuldig?“

„Ja, das tue ich. Und zwar tue ich das aus einem guten oder vielmehr aus einem schlechten Grunde. Fritz ist nämlich ein Feigling. Außerdem ist er blutscheu. Wenn er sich als Bube in den Finger schnitt, wurde ihm bis zur Ohnmacht übel, und — es ist noch kein Vierteljahr her, und ich war Augenzeuge des Geschehnisses — als er einmal dazu kam, wie bei argem Sturm eine Firmentafel im Herunterstürzen einen Mann blutig schlug, da zitterte er so, daß er kaum vom Flecke konnte. Und dieser Mensch soll einen blutigen Mord begangen haben, und danach noch imstande gewesen sein, die Habe der Ermordeten zu durchsuchen? — Nein, Herr Doktor, ich glaube nicht nur nicht daran, daß Fritz in dieser Art schuldig geworden ist, ich weiß vielmehr bestimmt, daß er solch eine Tat überhaupt nicht begehen kann. Ich brauche also nicht zu schweigen, ich

brauche ihn nicht zu schonen; ich werde alles aussagen, was ich weiß."

„Augenblicklich habe ich keine Frage mehr an Sie zu stellen," sagte Lauterer.

Da erhob sich Falk und verneigte sich vor dem Beamten. Auch dem Schreiber nickte er kurz zu, und dann ging er zur Tür hinaus.

Als er verschwunden war, geschah etwas Sonderbares.

Der grauhaarige Schreiber stand auf, schlug Lauterer lächelnd auf die Schulter und setzte sich zu ihm. Er hatte die Brille abgelegt und unterhielt sich mit dem Doktor, als ob er seinesgleichen wäre. Der junge, elegante Mann hörte ihm sogar so achtungsvoll zu, als lausche er den Worten eines Vorgesetzten.

Nun, ein geistig Vorgesetzter war ihm in der Tat dieser ältliche Mann. Es war der frühere Detektiv Müller, der sich zwar schon längst zur Ruhe gesetzt hatte, aber der Lauterer stets gerne beisprang, wenn ihn dieser brauchte, oder vielmehr, wenn ihn ein bestimmter Fall interessierte.

Nun, der Fall Schubert interessierte ihn.

Lauterer hatte sogleich an Müller gedacht, denn er kam ja oft mit ihm zusammen. Eine Leidenschaft hatten sie nämlich beide — sie waren eifrige Philatelisten. Jeder kannte die Markenschätze des anderen, und sie machten oft gemeinschaftlich Jagd auf eine besondere Seltenheit.

Müller hatte übrigens noch einen ganz besonderen Grund, sich um den Fall Schubert zu kümmern. Er war nämlich der Freund des nun schon lange verstorbenen Schwagers, sowie auch ein Bekannter des Gatten der Ermordeten gewesen. Frau Schubert selbst hatte, seit sie wieder in Wien lebte, allerdings nur selten mit

Müller verkehrt, obwohl er ganz nahe bei ihr in seinem eigenen kleinen Hause wohnte; aber der alte Hagestolz hatte sie und Anna nie aus den Augen verloren. Des Mädchens Tüchtigkeit tat seinem braven Herzen und ihre Anmut seinen schönheitsfrohen Augen wohl.

Er wußte auch, daß sie verlobt war, und freute sich mit ihr des Glückes, das sie in ihrer Liebe gefunden.

Als die schreckliche Tat geschah, war er verreist gewesen. Er war erst gestern wieder in Wien angekommen, hatte mit Anna noch gar nicht reden können und stellte sich nun sofort Lauterer zur Verfügung. Er hatte eben noch Zeit gehabt, das Protokoll zu durchfliegen, welches mit Fritz Stegmann aufgenommen worden war, dann war Otto Falk gemeldet worden.

Müller hatte die großen, altväterischen Augengläser vorgenommen und saß nun, solange Otto anwesend war, niedergebeugt an seinem Tische. Er war nämlich Anna und deren Bräutigam schon zweimal auf der Straße begegnet, und Anna hatte ihren Otto dem alten Herrn vorgestellt. Man hatte indessen immer nur ein paar Worte gewechselt, und Müller hatte also wenig Sorge, daß er von Falk erkannt werden würde. Er trug ja jetzt, wie immer im Winter, einen Bart und außerdem auch noch die sonst nie benützte, weil für seine scharfen Augen überflüssige Brille.

Otto hatte ihn denn auch in der Tat nicht erkannt, und so war es Müller möglich gewesen, ihn scharf zu beobachten.

Das Ergebnis dieser Beobachtung faßte er nun, Lauterer gegenübersitzend, in die paar Worte zusammen: „Der gefällt mir, das ist ein prächtiger Mensch, der paßt ganz zur Anna Lindner, denn auch die ist ein prächtiges Mädel.“

„Das hab' ich auch gefunden," sagte der junge Beamte lächelnd.

Müller stand auf. „Ich übernehme also den Fall," sagte er lebhaft. „Schon deshalb übernehme ich ihn, weil ich möchte, daß Annas Heiratsgut, das, wie Sie mir mitteilten, auch verschwunden ist, wieder zum Vorschein kommt. Je schneller aber die Sache erledigt wird, desto wahrscheinlicher ist es, daß dieses Geld noch vorhanden ist."

Lauterer hatte sich auch erhoben. Er zog ein Fach seines Schreibtisches auf. Die Hand auf den Rand legend, sagte er: „Ich habe Samstag nachmittag den Tatort in Augenschein genommen, aber nichts anderes gefunden, als was die erste Kommission schon zu Protokoll nahm. Natürlich war da der Leichnam schon in der Totenkammer."

„Er befindet sich noch dort?"

„Ja. Hier ist das Uhranhängsel, das auch in den Zeitungen erwähnt wurde."

„Ein niedliches Schmuckstück. Ist es echt?"

„Zweifellos."

„Wo es gefunden wurde, erwähnen jedoch die Blätter nicht."

„Es wurde den Zeitungen nicht bekannt gegeben. In der Faust der Toten wurde es gefunden."

„Und die Öse ist abgerissen. Die arme Schubert hat also vermutlich mit ihrem Angreifer gerungen."

„Es besteht fast kein Zweifel daran. Ihre Haltung und auch ihr Gesichtsausdruck sprechen ebenfalls dafür."

„Sie ist doch photographiert worden?"

„Natürlich. Wo habe ich denn nur die Bilder? Sie sind bei Blitzlicht aufgenommen und sehr scharf geworden. — Ah, da sind sie ja! Sie sind noch nicht

aufgezogen, deshalb legte ich sie in das Protokoll. Nehmen Sie das nicht mit?"

„Gewiß. Auch das andere. Aber erst nach Untersuchung der Wohnung werde ich Einsicht in diese Aufzeichnungen nehmen. Sie wissen ja schon, daß ich gern ganz unbefangen arbeite. Also — ich gehe jetzt."

„Ich sehe Sie doch heute noch?"

„Wahrscheinlich. Wie lange sind Sie hier?"

„Ich bleibe bis in die Nacht da. Ich habe viel zu tun, und überdies möchte ich auch zur Stelle sein, falls Sie irgend etwas Wichtiges zu melden haben."

„Adieu, lieber Doktor!"

„Adieu, Herr Müller!"

Zehntes Kapitel.

Es war fast elf Uhr geworden, als Müller vor der Wohnung der Schubert ankam. Auch heute war kein freundlicher Tag. Und das trübe Licht, das er spendete, schloß Müller noch sorgfältig von der Wohnung, in der jüngst so Schauerliches vorgegangen war, aus. Er zog in dem Zimmer, in dem die blutige Tat geschehen war, die Holzläden dicht zu.

Gleich darauf aber überstrahlte des alten Detektivs elektrische Lampe den ganzen Raum. Die niedrige Decke, die Wände samt allem, was sie umschlossen, waren von dem grellen Lichte beleuchtet. Die ungestrichenen Fichtenbretter, aus denen der Fußboden bestand, waren an drei Stellen mit Teppichen bedeckt. Ein solcher lag auch unter dem in der Mitte des ziemlich großen Zimmers stehenden Tische; ein dicker Vorleger befand sich beim Bette, und der dritte Teppich lag in der Fensternische. In dieser Nische standen ein Nähtisch und ein bequemer Sessel.

Müllers Blick blieb auf diesem Winkel haften. Er wußte es schon, daß dort die arme Frau ihr Leben ausgehaucht hatte.

Wie oft mochte sie an dieser gemütlichsten Stelle der ganzen Wohnung über das so schnell verschwundene Glück ihrer Ehe nachgedacht und dabei auf den hübschen kleinen Garten hinausgeblickt haben!

Jetzt bot der sonst so liebe Winkel einen unheimlichen Anblick.

Der Sessel lehnte halbumgestürzt an der einen Seitenwand der tiefen Nische, die Decke des Nähtischchens war heruntergerissen, auf dem Boden lag eine angefangene Näherei, und der helle Teppich, sowie ein Stück des Fußbodens wiesen große, braunrote Flecken auf. Unter dem Speisetisch aber lag ein Messer. Es war spitz und so blank, wie Werkzeuge zu sein pflegen, die man viel benützt.

Nur an seiner Spitze glänzte es nicht, da war es matt und so braunrot wie der Teppich und der Fußboden.

Müller warf auch einen Blick aus dem Fenster, von welchem er für einen Moment den Laden zurückschlug, und begriff, wie es auch die anderen begriffen hatten, warum der Angriff auf die alte Frau von niemandem im Hause hatte bemerkt werden können. Das Zimmer der Schubert befand sich am Ende des einen Seitenflügels, der um etwa zehn Meter länger war als der gegenüberliegende Teil des Hauses.

Nachdem der alte Detektiv den eigentlichsten Schauplatz des Verbrechens betrachtet hatte, untersuchte er die Fächer der zwei durchwühlten Schränke, welche man in dem Zustand gelassen hatte, in dem man sie gefunden. Es interessierte ihn nämlich, auch zu wissen, was dem Mörder der Schubert wertlos erschienen war,

Nun, feine Wäsche, Kleidungsstücke, der bescheidene Putz der alten Frau hatten ihn augenscheinlich zum Mitnehmen nicht gereizt.

Wozu hatte er aber dann in diesen Fächern alles untereinandergeworfen? Hatte er angenommen, daß die Schubert zwischen ihrer Wäsche noch anderes, wertvolleres Gut aufbewahrte?

Wenn der Betreffende dies annahm, mußte er die Eigenheiten seines Opfers genau gekannt haben, denn zu deren Gewohnheiten hatte tatsächlich eine solche Heimlichtuerei gehört.

Nun, ohne Beute war der Mörder ja auch nicht entwichen. Er mußte in den durchwühlten Schränken nicht nur verschiedene Wertsachen, sondern auch Bargeld oder Wertpapiere im Betrage von mindestens viertausend Kronen gefunden und mitgenommen haben. die alte Frau hatte so viel ihrer Nichte zugesagt, man mußte demnach annehmen, daß sie so viel Geld auch besessen hatte. Es war aber nirgends zu finden, ebenso hatte man keine Notiz gefunden, die gesagt hätte, wo etwa die alte Frau ihr Vermögen aufbewahrt habe.

Auch ihr silbernes Tafelgerät war verschwunden. Es war das Hochzeitsgeschenk gewesen, das ihr erster Herr, der Gutsbesitzer Hans Eck v. Pachern, ihr geschenkt hatte. Es war zuerst in einem Lederetui gewesen, doch dieses hatte Stockflecken bekommen, und sie hatte es daher weggetan und das Silberzeug in einem Sack aus Hirschleder aufbewahrt. Anna Lindner hatte darüber genaue Angaben gemacht.

Den Schmuck, den die alte Frau von ihren Dienstherrschaften erhalten, hatte die Untersuchungskommission wohlverwahrt in einem unansehnlichen Schrank gefunden, der hinter der Zimmertür stand.

Vielleicht war er aus diesem Grunde den Blicken des Mörders entgangen, denn Anna hatte ja ausgesagt, daß diese Tür bei ihrer Heimkunft weit offen gewesen war.

Von den fünf Schmucketuis trugen zwei Grazer Firmen, eines stammte von einem Paduaner Juwelier, und bezüglich der beiden letzten konnte man nicht ersehen, wo ihr Inhalt gekauft worden war. Die kleinen Schmuckstücke, die sie enthielten, waren ziemlich wertvoll, aber in Formen gehalten, die auf längstvergangene Jahrzehnte hindeuteten.

Die Vierblätter aber waren ein Motiv, welches die Juweliere erst seit kurzem verwendeten. Zudem war das bewußte Vierblatt mit Gewalt von irgend etwas, von einer Uhrkette, vielleicht auch von einer Halskette, abgerissen worden, und — man hatte es in der Faust der Ermordeten gefunden.

Es war kaum zu bezweifeln, daß sie es der Person entrissen hatte, die ihr den Tod gegeben.

Müller wußte das alles schon, und er fand, so genau er auch nachforschte, nichts Neues.

Er verließ etwas unbefriedigt die Wohnung, versperrte sie und machte sich jetzt daran, den Hof und den Garten zu untersuchen.

Es zeigten sich wohl da und dort an den Fenstern die Gesichter Neugieriger; aber sonst wurde Müller nicht belästigt.

Der Täter hatte an jenem Abend bis acht Uhr das Haus nicht verlassen, denn wäre er während dieser Zeit durch den Flur gegangen, so hätte ihn das Liebespaar, das dort plauderte, bemerken müssen. Er hatte sich also bis dahin im Gärtchen aufgehalten, denn der Hof bot keinerlei Versteck.

Müller durchsuchte das Gärtchen mit peinlicher Ge-

wissenhaftigkeit. Es war immerhin möglich, hier noch eine Spur zu finden. Aber er fand nichts.

Als er Garten und Haus verließ, war er etwas ärgerlich und brummte über den Schnee, der vom Himmel herabzufallen begann.

Sein Weg führte ihn jetzt nach dem allgemeinen Krankenhause. Dort besichtigte er die Tote. Was der Polizeiarzt Herbig schon gesagt, daß die Schubert zuerst gewürgt und dann gestochen worden sei, worauf sie an Verblutung durch die verletzte Schlagader starb, das bestätigte auch der Spitalarzt.

Müller untersuchte die Hände der Leiche mit seiner scharfen Lupe. Da bemerkte er, daß auf dem Ballen der rechten inneren Handfläche der Toten einige bläuliche Spuren waren.

Zwei Reihen kurzer, schlangenartig gewundener Linien zeigten sich da. Sie sahen etwa wie winzige Fragezeichen aus. Sogar der Punkt unter jeder der gewundenen Linien fehlte nicht.

„Aha!“ sagte Müller vor sich hin. „Eines ist jetzt wenigstens sicher. Es war ein Mann.“

Nun ging er nach der Kärntnerstraße und stellte sich der Schneiderin vor, bei welcher Anna, die seit heute wieder ihre Arbeit aufgenommen hatte, beschäftigt war. Sie saß schon an ihrem Platz, war soeben vom Mittagessen zurückgekommen. Müller bat die Arbeitgeberin, Fräulein Lindner mit ihm weggehen zu lassen, er sei ein alter Bekannter und müsse in wichtiger Angelegenheit mit Anna reden. Es wurde gerne gewährt.

Anna und Müller begaben sich nun in eines der feinen und gemütlichen Gasthäuser der inneren Stadt, in denen es so hübsche, gemütliche Winkel gibt.

Der alte Detektiv, der hier offenbar gut bekannt war, bestellte einige Delikatessen und eine Flasche

Donauperle. Dann half er der noch immer ganz verträumt dastehenden Anna aus ihrem Wintermantel und wies ihr das behaglichste Plätzchen an dem Tische an.

„So, liebes Kind," sagte er väterlich, „jetzt wollen wir hier erst ein bißl warm werden, und dann müssen Sie mir verschiedene Fragen beantworten."

Nach einer Weile begann er. „Wo wohnen Sie denn jetzt?"

„Eine Freundin hat mich aufgenommen."

„Das haben Sie nicht notwendig, bin ich doch ein alter Freund der Lindners. Kommen Sie also zu mir, Anna. Sie kennen ja meine Wirtschafterin. Sie ist eine gutmütige, brave Frau, und das Zimmer neben dem ihrigen ist ganz frei. Sie werden sich da wohlfühlen und haben abends eine Ansprache und auch Gelegenheit, Ihren Verlobten bei sich zu sehen. Das Herumlaufen in Wind und Wetter tut euch beiden nicht gut, da sitzt sich's weit behaglicher in einem warmen Zimmer, und ich weiß dann doch wenigstens, daß meines alten Freundes Tochter gut aufgehoben ist."

„Aber Herr Müller!"

Mehr konnte Anna, der die Tränen über das Gesicht perlten, nicht sagen.

Der alte Detektiv reichte ihr die Hand hin und sagte: „Schlagen Sie ein, Kinderl. Ziehen Sie heute noch zu mir."

„Wie gern— wie gern!" schluchzte Anna, ihre Hand in die seinige legend.

In diesem Augenblick brachte der Kellner den Wein. Müller schenkte ein und sagte: „So, Annerl — und jetzt trotz allem — prosit!"

Als Anna getrunken hatte, beugte sie sich plötzlich ganz nahe an Müllers Ohr. „Heute ist mir noch etwas eingefallen."

Müller zündete sich eine Trabuco an, und dann sagte er behaglich: „Also, was ist Ihnen denn heute eingefallen?“

„Daß das Vierblatt doch vielleicht der Tante gehört hat.“

„So?“

„Sie hat nämlich vor ein paar Wochen, gerade einen Tag vor ihrem Namenstag —“

„Also am 14. Oktober,“ schaltete Müller, der in solchen Dingen sehr genau war, ein.

„Also am 14. Oktober einen Besuch bekommen. Die Baronesse Simonetta und ihre Tante, die Gräfin Vivaldi, waren damals in Wien.“

„Baronesse Simonetta ist, soviel ich weiß, die Tochter des Generals, bei dem Frau Schubert so lange Wirtschafterin war?“

„Ja, die Tochter vom General Labriola di Malfettani. Die Damen waren für mehrere Tage nach Wien gekommen, um noch allerhand einzukaufen, das die Baronesse zu ihrer Ausstattung braucht. Sie wird nämlich Anfang Januar heiraten. Die Damen haben meine Tante sehr gern gehabt. Sie hat ja die Baronesse von klein auf gekannt, und als die Gräfin Vivaldi als Witwe ins Haus des Generals gekommen ist, war Tante Therese fast immer um die kränkliche Dame herum. Ich war damals nicht zu Hause und habe sie erst am Theresientag in der Oper gesehen. Sie haben nämlich eine Loge genommen und haben die Tante und auch mich eingeladen, ins Theater zu kommen. Sie waren auch zu mir sehr freundlich. Die Baronesse hat mir ein Armband gezeigt, das sie sich gekauft hatte, und wie ich ihr erzählte, daß ich auch Braut sei, hat sie mir gleich ein Hochzeitsgeschenk versprochen. Ich hab' ihr sagen müssen, was mich am meisten freut. Ich

hab' um ein Stück Leinwand gebeten. Darüber hat sie sich sehr gewundert. Sie hat mir Seide für eine Toilette kaufen wollen. Das hab' ich ihr aber ausgeredet. Ich bitt' Sie, Herr Müller, was tät' denn ich mit einem Seidenkleid! Diese reichen Leut' haben halt keine Idee, was unsereins braucht, und was uns notwendig ist. Die Baronesse ist also sehr freigebig. Ist es da nicht möglich, daß sie das Kleeblatt der Tante Therese als Namenstaggeschenk gegeben hat?"

„Das wäre schon möglich."

„Aber Sie glauben nicht daran?"

„Ich glaube nicht daran."

„Warum nicht?"

„Meinen Sie, daß Ihre Tante das Kleeblatt gerade in der Minute, in der sie überfallen wurde, in der Hand gehabt hat?"

„Das ist allerdings nicht wahrscheinlich."

„Und warum wäre denn die Öse ausgerissen?"

„Richtig!"

„Sagen Sie mir, hat Ihre Tante eine Kette gehabt, die aus ganz kurzen, geschwungenen Gliederchen bestand, zwischen denen Kügelchen eingefügt waren?"

„Davon weiß ich nichts."

„Nun, jedenfalls werde ich telegraphisch bei der Baronesse anfragen lassen, ob sie der Frau Schubert ein Kleeblatt geschenkt hat."

„Sie werden bei der Baronesse anfragen lassen?"

„Durch die Polizei natürlich. Ich habe nämlich den Fall übernommen."

„Sie? Gott sei Dank! Aber ich hätte es mir ja gleich denken können."

„Ja, das hätten Sie sich denken können. Bin ich doch Ihr alter Bekannter, und es tut mir auch um Ihre Tante leid, leid tut mir's auch um die viertausend

Kronen, die sie Ihnen versprochen und die der Schuft mitgenommen hat. Jetzt aber habe ich noch allerlei zu fragen."

Und er fragte und fragte, und Anna antwortete.

Aber Müller erfuhr dabei nichts Neues.

Es war etwa vier Uhr, als sie das Gasthaus verließen. Es schneite noch immer.

Anna ging mit dem frohen Bewußtsein ins Geschäft, daß sie wieder eine Heimat hatte. Müller aber fuhr zu Lauterer, und der telegraphierte nach Graz an die Baronesse Labriola.

Während man auf die Antwort wartete, studierte Müller die beiden Protokolle und die drei Aufnahmen, welche man von dem unglücklichen Opfer dieser immer noch so rätselhaften Tat gemacht hatte.

Es war schon fast zehn Uhr, als die Antwort ankam. Das Telegramm lautete: „Habe Frau Schubert niemals ein Kleeblatt geschenkt. Am 14. Oktober gab ich ihr eine Staatsrente zu zweihundert Kronen.

Simonetta Labriola."

Elftes Kapitel.

Das Gut Pachern, schon seit Hunderten von Jahren der Familie v. Eck gehörig, liegt nördlich von Graz, noch eine gute Gehstunde über Bruck hinaus, in einem windgeschützten, überaus freundlichen Tale. Einst hatten noch ein Eisenhammer und ein Sensenwerk, eine Mühle und ein Kalkofen dazu gehört, denn die Ecks des achtzehnten Jahrhunderts zählten zu dem steirischen Eisenadel; ihre Nachkommen hatten sich jedoch immer mehr nach Graz und nach Wien gezogen gefühlt, waren Offiziere geworden oder saßen auf bevorzugten Stellen in den kaiserlichen Kanzleien. Sie

sahen ihr Stammhaus nur, wenn ihre Frauen dort die schöne Jahreszeit verlebten, oder sie selbst zu den herbstlichen Jagden dahin kamen.

Die Eck v. Pachern waren niemals eine vielköpfige Familie gewesen, und in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts war das alte Geschlecht nahe daran gewesen, gänzlich auszusterben, denn damals lebte nur noch ein einziges Ehepaar dieses Namens, Hans Eck v. Pachern und seine Gemahlin Bianka, die, einer venezianischen Adelsfamilie entsprossen, von Eck als Gemahlin erwählt worden war, während er in dem damals österreichischen Venedig als Hauptmann in Garnison gelegen hatte.

Das Heiratsgut der schönen Venezianerin und der Rest des großen Vermögens, das einst die Eck besessen, genügten, daß Hans v. Eck mit seiner zarten Frau ein beschauliches Landleben führen konnte. Er hatte sich pensionieren lassen und sich nach Pachern zurückgezogen.

Dort war es sehr still und ruhig geworden, denn die industriellen Unternehmungen, die einst dazu gehörten, hatten schon sein Großvater und sein Vater abgestoßen. Hans v. Pachern hatte indessen immer noch genug zu tun mit der Bewirtschaftung seines umfangreichen Grundbesitzes und der Instandhaltung seiner Forsten. Das Ehepaar lebte in dem behaglichen, schloßartigen Hause, in dessen schöner Umgebung Frau Bianka bald das Heimweh nach ihrer Vaterstadt überwand.

Nur die stille Sehnsucht, ein Kind zu haben, Mutter eines Sohnes, der das alte Geschlecht erhalten konnte, zu werden, vermochte sie nicht niederzuzwingen.

Doch die Jahre vergingen, und das Paar war bereits vierzehn Jahre verheiratet, als endlich das Ereignis

eintrat, nach welchem es sich so sehr gesehnt hatte. Frau Bianka durfte Mutterfreuden erwarten.

Groß war das Glück, doch auch manche heimliche Sorge war damit verknüpft, namentlich für den künftigen Vater. Hans v. Eck liebte seine schöne Gattin sehr, und sein Glück war deshalb immer ein zitterndes gewesen, denn Bianka war so außerordentlich zart, daß die geringste Störung, die in ihr Leben kam, jedesmal auch eine Störung ihrer Gesundheit bedeutete.

Doktor Reisner aus Bruck war zum fast täglichen Besucher in Pachern geworden. Er war schon alt und bequem, kam aber doch sehr gern nach dem Schlosse, dessen Besitzer seine Freunde geworden waren. War er doch nicht oft in seinem Leben so herzenswarmen Menschen begegnet.

Und weil er sie so liebgewonnen, erschrak er, als er erfuhr, daß Frau v. Eck Mutter werden sollte. Bianka war sehr zart, war schon fünfunddreißig Jahre alt — wie würde sie das kommende Ereignis überstehen?

Die Befürchtungen erwiesen sich denn auch nicht als grundlos. Sie gebar ein totes Kind, und sie selbst war so entkräftet, daß sie nicht einmal mehr um ihr Leben rang.

Einmal nur, etwa eine Stunde, nachdem das Kind zur Welt gekommen war, hatte sie gemurmelt: „Wo — wo ist es?"

Da hatte ihr der alte Doktor gesagt, daß das Kindlein soeben gebadet werde.

Die Kranke hatte ihn mit Augen angesehen, aus denen ebenso sehr Angst wie Zweifel schauten, dann war sie wieder in Bewußtlosigkeit versunken.

Die beiden Herren hatten eine kurze Unterredung, dann wurde eiligst der Wagen des Doktors wieder bespannt, und er und eine junge Dienerin, Therese Pichler

hieß sie, fuhren nach Bruck und von da mit der Eisenbahn weiter nach Graz.

Inzwischen versah die Krankenschwester allein das Amt bei der fast bewußtlosen Kranken. Diese hatte seither nicht mehr danach verlangt, ihr Kind zu sehen, und wenn ihr Mann an ihrem Lager kniete und ihre feuchte Hand küßte oder die Stirn darauf und den Mund auf die Federdecke preßte, um nicht laut aufschreien zu müssen vor übergroßem Leid, da konnte sie eben noch die bleichen Lippen zu einem liebevollen Lächeln verziehen.

Gegen Abend schickte Herr v. Eck seinen Kammerdiener mit dem großen, bequemen Landauer nach Bruck, sah dem Abfahren des Wagens zu und wich von dieser Zeit an nicht mehr vom Fenster seines Arbeitszimmers. Etwa dreißig Minuten brauchte der Wagen zur Bahn, und fast genau nach einer Stunde kam er wieder zurück. Es war längst finster geworden. Man schrieb ja den 21. Dezember. Weil aber Schnee lag, konnten Ecks scharfe Augen das dunkle Gefährt doch schon von weitem erkennen.

Und seltsam — der Anblick des herankommenden Wagens warf den starken Mann nieder. Laut aufstöhnend fiel er auf die Kniee und preßte die Stirn an die kühle Fläche der Fensterverkleidung. „So — so also schaut mein Vaterglück aus!“ murmelte er vor sich hin.

Eine Stunde später saß er am Lager seiner Gattin. Sie lag ganz teilnahmlos da.

Er ergriff ihre Hand, sah ihr in die müden Augen und fragte zärtlich: „Willst du denn unseren Sohn nicht sehen?“

Da tat sie die Augen weit, ganz weit auf, und über ihr bleiches Gesicht flog ein rosiger Schimmer. „Unser

Sohn — unser Sohn!“ flüsterte sie, und ihr liebes Gesicht verklärte sich, und Tränen des Glückes liefen über ihre Wangen, und sie erhob die Arme, die bislang wie gelähmt gewesen, und bat: „O Hans, gib mir meinen Sohn!“

Da legten sie ihr ein ganz ungewöhnlich kräftig schreiendes, in Spitzen gehülltes Kind in die Arme.

Jetzt erst genoß die bleiche Frau ihr volles Mutterglück, und als Reisner sagte: „Gnädigste haben ihm fast Ihre ganze Kraft mitgegeben. Jetzt heißt es für Sie dazuschauen, sie wiederzugewinnen,“ da lächelte Frau v. Eck stolz und selig.

Sechs Tage später drückte ihr ihr Mann die Augen zu. Die fromme Täuschung, die er dem Arzt in Vorschlag gebracht, war gelungen. Er hatte die letzten Tage seines heißgeliebten Weibes zu seligen gemacht.

Nachdem er Bianka begraben, fuhr er mit Doktor Reisner nach Graz zum Bezirksgericht. Etwa vierzehn Tage später hatte Hans v. Eck das Kind, welches das letzte Glück seines Weibes gewesen war, in aller Form adoptiert, und es wurde auf den Namen Alfons Joseph v. Eck getauft. Alfonso hatte der Vater Biankas geheißen, und des Kindes wirkliche Mutter, eine ungewöhnlich schöne und auch brave und tüchtige Frau, hieß Josepha Meyer. Daher die beiden Rufnamen, die man dem Kinde gab.

Er wuchs unter der treuen Therese Pflege und Aufsicht zu einem schönen, kräftigen Buben von großer Intelligenz, aber allerdings auch recht wildem Temperament heran.

Als Therese Pichler, die bei einem Besuch ihrer Verwandten in Wien ihren späteren Mann kennen lernte, heiratete, war Alfons bereits zehn Jahre alt

und soeben aus der Führung seines Hauslehrers in die eines Militärinstituts übergegangen.

Therese Schubert, wie die einstige Dienerin auf Schloß Pachern als Frau hieß, hatte ein gutes Andenken bei ihrem Herrn hinterlassen. Er interessierte sich noch weiter für diese treffliche Dienerin, welche die schwersten Zeiten in seinem Hause miterlebt und sich stets als tüchtig und treu erwiesen hatte. Gern empfahl er sie daher, nachdem sie Witwe geworden war, einem ehemaligen Waffengefährten, dem General Labriola di Malfettani, der, wiewohl er ein Triestiner war und eine Italienerin zur Frau hatte, sich in der gemütlichen Pensionistenstadt Graz dauernd niedergelassen hatte. Bei diesem war sie mehrere Jahre geblieben, bis sie sich nach Ruhe sehnte, nach Wien zog und dort ihre Nichte Anna zu sich nahm.

Nur einmal noch wurde sie in ihrer Ruhe gestört. Herr v. Eck war schwer erkrankt, und er wollte seine alte Therese in seinen letzten Tagen um sich haben. Natürlich folgte sie sofort seinem Ruf. Es waren wirklich seine letzten Tage. Etwa zwei Wochen war sie auf Pachern, da starb Herr v. Eck.

Sein Sohn Alfons und sie waren die einzigen ihm wirklich Nahestehenden, die seinem Sarge folgten. Alfons stand damals im dreißigsten Lebensjahr. Auch er war Offizier, trat aber auf Wunsch seines sterbenden Vaters nach dessen Tode aus und bewirtschaftete sein Erbe. Er verkehrte mit nur wenigen Menschen. Seine Nachbarn aus den Gewerken, die einst Eckſches Eigentum gewesen, sagten ihm nicht zu, und so beschränkte er sich auf etliche Grazer Familien, mit denen er schon von früher her bekannt war.

Zu diesen gehörte auch General Labriola, der ein ziemlich geselliges Haus führte. Labriola, schon seit

langem Witwer, hatte seine Schwägerin bei sich, sein einziges Kind, die Baronesse Simonetta, befand sich in einem Schweizer Pensionat. Trotzdem der General ein strenger und etwas steifer Herr, seine Schwägerin Gräfin Vivaldi eine stille, kränkelnde Dame war, hatten sie immer viel Besuch in ihrer herrlich gelegenen Villa Romana, denn die Gräfin verstand es, trotz ihrer Kränklichkeit eine gewisse frohe Stimmung um sich zu verbreiten, und Labriola ließ im Salon von seiner allzu großen militärischen Strammheit nichts merken, da war er nichts als der liebenswürdige Hausherr, der es an nichts fehlen ließ, um sein Heim seinen Gästen angenehm zu machen.

Schon Hans v. Eck hatte sich im Hause des einstigen Kameraden recht wohl befunden, wiewohl er niemals zu diesen Intimen gehört hatte, Alfons aber konnte sich bald zu diesen rechnen. Er wurde Labriolas Partner beim Schachspiel und fehlte fast bei keinem der Empfänge, die monatlich in der Villa Romana stattfanden.

Es war kein Wunder, daß Alfons auch bald der erklärte Liebling der Gräfin geworden war, der er stets die zartesten Aufmerksamkeiten erwies. Überdies war er ein blendend schöner Mensch mit bezaubernden Umgangsformen.

Simonetta kam als siebzehnjähriges Mädchen wieder in ihr Vaterhaus. Natürlich war dies für Alfons kein Grund, diesem jetzt fernzubleiben. Er kam sogar noch öfter als sonst, und die jungen Leute kannten sich kaum vier Wochen, da waren sie schon Brautleute.

Selbstverständlich war von nun an die reizende Braut der Mittelpunkt des Hauses, aber sie machte sich diesen Umstand niemals in unfeiner Weise zunutze. Sie hatte ja ein gutes Herz.

Nicht einmal der Hausarzt, Doktor Malten, mit dem

sie in ewiger Fehde lebte, zweifelte daran. Nur wenn sie in dem ihr anerzogenen Hochmut über die bürgerlichen Frauen scharf urteilte, wies er sie kühl zurück. Überhaupt gebrauchte er ihr gegenüber oft die Redensart: „Davon verstehen Sie nichts," und der Titel „Baronesse", den er dieser keineswegs verbindlichen Redewendung folgen ließ, klang mehr ironisch als achtungsvoll.

Ernstlich böse aber wurde er nur einmal auf Simonetta, als sie, umgeben von einem Kreis ähnlich gesinnter aristokratischer Freundinnen, über die Reizlosigkeit der arbeitenden Frauen gespöttelt hatte.

Da war er scharf aufgefahren, und diesmal gebrauchte er jene ungalante Redewendung im Plural. „Darüber sollten die Damen überhaupt nicht reden," sagte er kalt, „denn von diesem Kapitel des menschlichen Lebens verstehen Sie alle miteinander nichts."

Man schwieg empört, beschämt oder erheitert, je nachdem man Malten unterschätzte, hochachtete oder für ein Original hielt.

Simonetta schwieg aus Empörung.

„Ich muß mich nämlich der arbeitenden Frauen annehmen," setzte Malten seinen ersten Worten hinzu, „und ich tue es aus warmem Herzen, denn eine von diesen Frauen ist meine Mutter, die vornehmst empfindende Frau, die ich kenne. Sie war vor ihrer Verehelichung eine Maschinennäherin."

Die jungen Damen, von denen einigen Malten, der schon sehr gesuchte Arzt, nicht uninteressant vorkam, suchten ihm durch Liebenswürdigkeiten zu beweisen, daß sie ihn begreifen konnten, und Dora v. Criric, die Tochter eines pensionierten Obersten, die auch für originell galt, sagte in ihrer flotten Art: „Recht hat er, der Doktor. Davon verstehen wir nichts. Wir ver-

stehen überhaupt nichts, als uns zu unterhalten und uns zu pflegen, und trotzdem sind wir gerade auch keine Schönheitsgalerie."

Simonetta aber war böse über ihn, und der Doktor erst recht über sie.

Nach und nach lernten sie einander freilich besser kennen, und wenn sie sich auch stritten, so tat nur die Baronesse es zuweilen ernstlich ärgerlich, er nur noch mit Humor, denn er hatte Blicke in ihre Seele getan und wußte nun schon, daß diese im Grunde gut und edel war.

Seit sie sich mit Eck verlobt hatte, war er zuweilen recht nachdenklich geworden.

Gräfin Vivaldi merkte das, und Malten tat ihr leid. Sie war seither nur noch gütiger gegen ihn.

Zwölftes Kapitel.

Wieder einmal hatten sich eine Menge Besucher in der Villa Romana eingefunden.

Auch Malten und Alfons waren da.

Eine Dame, die die Schubert auch gekannt hatte, wie man eben die Dienstleute seiner Bekannten kennt, hatte das Gespräch auf das schreckliche Ende der alten Frau gebracht.

Da erwähnte Simonetta der telegraphischen Anfrage, welche die Wiener Polizei an sie gerichtet hatte, und man besprach alsdann den Fund des Vierblattes, den auch die Zeitungen flüchtig erwähnt hatten. Eine der Damen bemerkte, daß das Tragen von Vierblättern modern und deshalb sehr verbreitet sei, und auf diese Bemerkung hin begann unwillkürlich eine Musterung der von den Anwesenden getragenen Schmuckgegenstände. Tatsächlich trugen verschiedene der Herren und Damen Vierblätter.

Der Gesang einer Dame, die der General zum Klavier geführt hatte, unterbrach das Gespräch. Später redete man dann von den herrlichen alten Spitzen, welche Paduaner Verwandte der jungen Braut geschickt hatten.

Simonetta holte sie herbei, und sie wurden rückhaltlos bewundert.

„Es ist zum Glück allzeit modern, alte Spitzen zu tragen,“ bemerkte eine der Damen. Es hieß, daß sie nicht immer mit der Mode gehen konnte, da es ihre Mittel nicht erlaubten. In der Tat war ihr Ton ein wenig säuerlich.

Simonetta schaute verlegen auf die Neidische, was Alfons bemerkte und zu der Bemerkung veranlaßte: „Jedenfalls ist es eine Mode, die sich nicht viele gönnen können.“

„Ist dir's nicht recht, daß ich gern modern bin?“ fragte Simonetta etwas spitz. „Du bist es ja selbst, wie dies hier beweist.“

Sie wies auf das Vierblatt an seiner Uhrkette.

„Und ich, Baronesse,“ sagte Doktor Malten, auf sein ebenfalls ein Vierblatt darstellendes Berlocke deutend, „fühle mich da wenigstens auch einmal nicht rückständig.“

Dann wurde von etwas anderem geredet, auch vom Rodeln, und die jüngeren Herrschaften bestürmten den Bräutigam, auf seinem Gute eine Rodelbahn herzustellen.

Er schaute fragend seine Braut an, und diese klatschte in die Hände und rief vergnügt: „Das war schon lange meine Idee. Die Bahn ist bereits hergerichtet. Morgen komme ich mit der Tante nach Pachern, um sie anzusehen.“

„Und wann darf ich das Vergnügen haben, Sie alle bei mir zu begrüßen?“ erkundigte sich Alfons.

„Am Montag," schlug eine der jungen Damen vor. „Da habe ich keine Klavierstunde."

„Sie kommen doch auch mit, Doktor?" wandte sich die Baronesse an Malten.

„Gern, wenn ich an dem betreffenden Tage abkommen kann."

„Sie werden sich eben freimachen und damit basta!"

„Also werde ich mich eben freimachen und damit basta!" wiederholte lächelnd der Doktor. „Und wenn ich keine Vertretung bekomme, dann soll die Patienten einfach der Kuckuck holen, das Vergnügen geht selbstverständlich über alles."

Simonetta war rot geworden. „Sie sind abscheulich wie immer," sagte sie schmollend. „Aber diesmal haben Sie ausnahmsweise recht. Weil Sie aber dabei sein müssen —"

„Muß ich wirklich?"

„Sie müssen wirklich! Und deshalb wird man sich eben nach Ihnen richten."

„Das kann ich nicht gut annehmen."

„Gut oder nicht gut — Sie werden es eben annehmen! Ich mag mich nicht umsonst gefreut haben auf diese Rodelfahrt."

Das war ein wenig sonderbar geredet für eine Braut, deren Verlobter ja jedenfalls bei dieser Fahrt anwesend sein würde. Simonetta wurde sich dieser Absonderlichkeit auch bewußt, denn helle Röte schlug ihr ins Gesicht.

Eck preßte einen Augenblick lang die Lippen fest aufeinander, aber er mußte viel Selbstbeherrschung besitzen. Rasch reichte er dem Arzt die Hand und sagte liebenswürdig: „Natürlich, lieber Doktor, wird man sich nach Ihnen richten. Sie müssen unbedingt mitkommen. Ich weiß ja, daß Sie ein Meisterrodler sind.

Sie werden es also Simonetta wissen lassen, an welchem Tag Sie frei sind, und ich werde dann mitteilen, wann ich die Herrschaften in Pachern erwarte."

„Also — ich nehme diese Liebenswürdigkeit an," erwiderte Malten. „Jetzt aber empfehle ich mich — meine Patienten warten."

Im Vorzimmer kam Simonetta ihm entgegen. „Sie fahren morgen nach Leoben?" fragte sie.

„Soll ich Ihnen vielleicht etwas mitbringen? Einen schönen Bergknappen zum Beispiel?" scherzte er.

Aber sie verzog kaum den Mund zu einem Lächeln und sagte dann etwas, das zu ihrer Frage ganz bestimmt nicht in Beziehung stehen konnte. „Gestern habe ich der Anna Lindner geschrieben. Das arme Mädchen braucht jetzt Entgegenkommen."

„Wer ist Anna Lindner? Ach so, die Nichte der Schubert?"

„Ja. Sie ist ein reizendes Mädchen und eine sehr tüchtige — Arbeiterin."

Simonettas Gesicht war plötzlich tiefrot. Sie drückte eilig des Doktors Hand und war gleich darauf verschwunden.

Während Malten die Treppe hinunterschritt, lächelte er eigentümlich vor sich hin, und dieses Lächeln begleitete ihn bis nach Hause.

Nach Leoben sollte er übrigens am nächsten Tage nicht kommen. Schon zeitig am Morgen holte ihn ein armes Weib zu ihrem erkrankten Kinde. Das hielt ihn so lange auf, daß er den Zug versäumte. — —

Malten bewohnte mit seiner Mutter ein nettes kleines Haus an der Grenze der Stadt. Das Haus und der hübsche Garten, in welchem es stand, waren Frau Maltens Paradies, das ihr Sohn ihr geschaffen hatte, dieser kluge, brave Mensch, den alle, die ihn

kannten, achteten, und den sie selbst liebte, wie nur eine Mutter ihr Kind lieben kann.

Gegen elf Uhr klingelte es. Frau Malten streute gerade Futter für die Vögel. Eine elegante junge Dame stand an der Tür des Gartengitters.

„Sie wollen wohl zu Doktor Malten?“ fragte auf sie zutretend die alte Frau und öffnete die Tür.

Die junge Dame war sehr rot im Gesicht, als sie eifrig entgegnete: „Nein, nicht zum Herrn Doktor will ich, sondern zu Frau Malten. Ich glaube, ich bin schon bei ihr.“

„Ich bin Frau Malten.“

„Wollen Sie mich einen Augenblick eintreten lassen?“

„Gewiß, liebes Fräulein. Womit kann ich dienen?“

Frau Malten führte die Besucherin in eine gut bürgerliche Stube. Die gediegenen Möbel wiesen sämtlich den besten Stil auf. Beim Fenster zwitscherte ein Kanarienvogel zwischen Pflanzen, wie sie jeder, der will, im Zimmer ziehen kann, und ein Schrank, auf dem eine alte Säulenuhr stand, war mit einer mühsam gehäkelten, schneeweißen Decke belegt. Von Überflüssigkeiten war nirgends eine Spur, dafür aber war alles sehr behaglich.

Die junge Dame machte sich keine Gedanken weiter darüber, aber sie fühlte es sofort, als sie in die angenehm durchwärmte Stube trat und gleich darauf Frau Malten gegenübersaß.

„Also, womit kann ich dienen?“ fragte diese. „Und wer sind Sie, liebes Fräulein?“

Wieder vertiefte sich die Röte in dem frischen und vom Wind gefärbten Gesichte der jungen Dame, aber weltgewandt sagte sie: „Frau Malten, nehmen Sie an, daß ich zu einem Wohltätigkeitsverein gehöre.“

„Gut.“

„Deshalb tut mein Name nichts zur Sache."

„Der bloße Name tut niemals etwas zur Sache."

„Dieser Meinung sind Sie? Und — wenn es nun zum Beispiel ein berühmter Name wäre?"

„Nur der darf stolz auf solch einen Namen sein, der ihn berühmt gemacht hat. Aber darüber zu reden sind Sie wohl nicht hierher gekommen?"

„Nein," sagte die junge Dame. Dann fuhr sie lebhaft fort: „Mein Verein möchte eine Summe in Hände legen, die es an wirklich würdige Arme zu verteilen verstehen."

„Welche Arme hält Ihr Verein einer Berücksichtigung für wirklich würdig? Meiner Meinung nach sollte, soweit dies eben möglich ist, von jedem Armen Kälte und Hunger ferngehalten werden."

„Wir werden uns Ihrer Meinung gern unterwerfen. Wir wollten Sie bitten, dieses Geld in erster Linie unter solche Frauen zu verteilen, die viel arbeiten müssen, sich nichts gönnen und vor allem sich nicht schonen können."

Dabei legte sie ein rotes Beutelchen, durch dessen Maschen Gold blitzte, vor Frau Malten hin.

Diese neigte sich freundlich dem jungen Mädchen entgegen. „Wie komme ich zu diesem Vertrauen?" fragte sie.

Es war etwas wie Begeisterung in den klaren Augen, die sich auf Frau Malten richteten, während die jungen Lippen sagten: „Sie sind doch Doktor Maltens Mutter!"

(Fortsetzung folgt.)







Paul und Franziska.

Humoreske von Friedrich Thieme.

Mit Bildern von Th. Volz.

(Nachdruck verboten.)

1.

Franz heißt — immer kommt mir hier das Schillersche Wort in den Sinn: „die Kanaille" — aber in Wirklichkeit will ich sagen: Franz heißt mein Freund Winfried mit Vornamen, und er ist keine Kanaille, sondern einer der sanftesten, höflichsten, liebenswürdigsten, zuvorkommendsten, zartfühlendsten Menschen, welche die Erde seit Adams Zeiten getragen hat. Er war noch Junggeselle, als ich seine Bekanntschaft machte, so einer von sechsundzwanzig Jahren etwa, und es war bei Gelegenheit eines Festessens, bei dem ich das Glück hatte, sein Tischnachbar zu sein. Er saß so still und schüchtern da wie ein Backfisch, und wenn ich ihn zufällig anblickte, schlug er verschämt die braunen Augen nieder. Hinterher lächelte er allemal so verlegen in sich hinein, daß ich unwillkürlich mitlachen mußte — und weil er sah, daß ich lachte, verklärte sich sein Antlitz nur noch mehr, was wiederum bewirkte, daß ich noch mehr lachte. Zuletzt lachten wir alle beide, ich laut, er lautlos, worauf ich ein wenig beschämt über meine Ungezogenheit als Sündenbock den Wein heranzog und noch immer lachend bemerkte: „Eine gute Nummer, der Johannisberger — er macht lustig."

„Ich trinke nie Wein,“ gab er mir mit sanfter, wohlklingender Stimme zur Antwort.

Fast bestürzt schaute ich nach ihm hin, denn als ich sein Organ vernahm, glaubte ich, ich säße neben einer Dame und hätte es bei der merkwürdigen Übereinstimmung, welche heutzutage manche Damenkostüme mit denen der Männer zeigen, übersehen. Aber nein, mein Nachbar gehörte zu meinem Geschlecht, und wenn er auch von kleiner, zierlicher Figur war, sich die Locken lang hatte wachsen lassen und kleine Hände und Füße besaß, so war er doch ganz unzweifelhaft ein Mann, obgleich er sein hübsches niedliches Gesicht glatt trug und jeden Anflug von Bart so sorgfältig entfernt hatte wie ein Indianer.

„Aber Bier trinken Sie doch?“ fragte ich.

Seine sympathischen Züge nahmen einen Ausdruck von Entsetzen an. „Bier! — Verzeihen Sie, daß ich auch darauf nein sagen muß.“

„So sind Sie Abstinent?“

„Ich bin es ohne direkte Absicht — so von Natur. Ich will nicht sagen, daß ich alkoholische Getränke verachte, denn das möchte vielleicht für Sie verletzend sein, aber ich — ich mag sie nicht! Ein Glas Himbeerlimonade, oder eine Tasse Schokolade mit Schlagsahne, oder ein Stück Kaisertorte —“ er schnalzte bei jedem Worte mit der Zunge.

„Jeder nach seinem Geschmack!“ entgegnete ich lächelnd. „Ich lobe mir ein Glas Bier und eine Zigarre. Darf ich Ihnen eine anbieten?“ Ich hielt ihm meine Zigarrentasche hin.

Wieder der erschreckte, um Entschuldigung und Erbarmen zugleich flehende Blick. „Wenn Sie es nicht kränkt, so werde ich mir erlauben, lieber zu verzichten. Ich will nicht sagen, daß ich das Rauchen geradezu

verabscheue, aber ich — ich fürchte, ich würde krank werden vom bloßen Versuch. Nicht wahr, Sie nehmen es nicht übel?"

„O bitte —"

„Wenn Sie dagegen gestatten, so werde ich mir die



Freiheit nehmen, Ihnen eine Prise aus meiner Dose anzubieten."

Lächelnd griff ich zu, denn die angebliche Tabakdose erwies sich als eine elegante Schachtel mit angenehm duftenden Fruchtbonbons gefüllt, obgleich ich offen gestanden für Bonbons nicht allzuviel übrig habe.

„Sie lieben Bonbons, mein — Herr?“ Beinahe hätte ich „Fräulein“ gesagt.

„Leidenschaftlich!“ Er sah ordentlich verzückt aus und klopfte sich auf den Magen, wie es die kleinen Kinder zu tun pflegen.

„Ein bei Männern eigentlich ziemlich seltener Geschmack,“ bemerkte ich.

„Verzeihen Sie, Sie haben ganz recht, aber ich —“

„Sie sind nicht gut für den Magen.“

„Diese Ansicht mag richtig sein, insofern man sich nicht auf den Standpunkt verschiedener moderner Ärzte stellt, welche mit Ihrer freundlichen Erlaubnis den statistischen Nachweis für die Behauptung erbracht zu haben gewissermaßen überzeugt sind, daß Zucker in jeder Gestalt für den Menschen ein Segen ist und während er den Magen stärkt und erquickt, die Säfte des Körpers verbessert, das Herz kräftigt, den Atem stark macht und die Nerven und Muskeln bei Kräften erhält, ja daß er sogar indirekt den Geist gesund macht und die edlen Regungen der menschlichen Seele weckt und befestigt. Sie werden mir hoffentlich nicht zürnen, verehrter Herr Nachbar, wenn ich Ihnen — versteht sich, ganz objektiv und ohne Ihnen und Ihrer Meinung persönlich nahe treten zu wollen — diese Anschauung berühmter Wissenschaftler ganz ergebenst darlege?“

„Durchaus nicht. Sie behaupten also —“

„Erlauben Sie, verehrter Herr Nachbar, ich gestatte mir nichts zu behaupten. Ich möchte Ihre Gefühle durchaus nicht verletzen, sondern nur —“

In dieser Weise fuhren wir uns zu unterhalten fort. Der zierliche Herr machte mir viel Vergnügen, er bereicherte meine Menschenkenntnis um eine Spezies, der ich bis dahin nicht begegnet war.

Ich nahm Anlaß, am nächsten Abend einem Freunde von der sonderbaren Bekanntschaft zu erzählen.

„O, da sagst du mir nichts Neues,“ unterbrach mich mein Freund lachend.

„Du kennst ihn schon?“

„Natürlich! Wer sollte Franziska nicht kennen?“

„Franziska?“ fragte ich verblüfft.

„Nun ja — so nennt man ihn allgemein. Übrigens eine Perle von einem Menschen.“

„Was ist er denn eigentlich von Beruf?“

„O, das ist eine interessante Geschichte. Sein Vater bestimmte ihn zum Mediziner, aber die arme Franziska, wie hätte sie wohl den Anblick menschlichen Elends ertragen können? Bei der ersten Operation, der man sie beizuwohnen veranlaßte, fiel sie in Ohnmacht. Sie kann kein Blut sehen. Das zarte Wesen könnte keinem Sperling den Hals umdrehen — sie kann nicht einmal ein Tier schlachten sehen, und wenn sie eine Maus erblickt, kreischt sie laut auf.“

„So gab sie — er also den ärztlichen Beruf wieder auf?“

„Ganz recht, und widmete sich dem philologischen Studium. Lange fand er indessen nichts, was seiner Geschmacksrichtung passend und seinen zarten Nerven zuträglich erschien. Seit zwei Jahren aber ist er im rechten Fahrwasser.“

„So? Was tut er denn?“

„Er redigiert eine Modenzeitung. Die Leitartikel schreibt er alle selbst, und man rühmt ihm ein besonders feines Empfinden für den weiblichen Charakter nach. Ich sage dir, wenn die brave Franziska eine Spitzenkrause beschreibt oder ein neues Tüllkostüm schildert, so strömt aus den Zeilen ordentlich die Begeisterung heraus. Wenn du näher mit ihm bekannt werden willst —“

„Es wäre mir von höchstem Interesse."

In der Tat, ich machte Franziskas — wollte sagen Franz Winfrieds nähere Bekanntschaft. Franz fand Gefallen an mir, wir gingen öfters zusammen spazieren, und eines Tages lud er mich zu sich zum Abendbrot. Ich fand ein äußerst sauber gehaltenes, gemütliches, freundliches Heim, mit allem Putz und Kleinkram weiblicher Sorgfalt geschmückt. Das Zimmer, in welchem er mich empfing, glich ganz dem einer jungen Dame.

„Sie haben gewiß eine Schwester, die Ihrem Heim diesen zarten Schmelz zu verleihen weiß?" erkundigte ich mich.

„Ach nein," erwiderte er mit seinem schüchternen Lächeln, „ich besorge meine Wirtschaft selbst."

„Ganz allein?"

„Meine alte Aufwärterin nimmt mir nur die gröbsten Hantierungen ab. — Wollen Sie nicht die Güte haben, noch etwas von diesem Ragout zu versuchen?"

„Es ist köstlich — welcher Speisewirt hat es geliefert?"

„Verzeihen Sie — ich habe es selbst zubereitet."

„Sie sind ein Künstler!"

„Ich koche mir immer selbst, es macht mir unbeschreibliches Vergnügen. Ich bereite mir den Tee, den Kaffee, die Schokolade, den Kakao — o, Sie müßten einmal bei mir Kartoffelklöße mitspeisen! Ohne mich selbst rühmen zu wollen — Sie werden es gewiß nicht glauben, und ich gestehe, es ist in der Tat etwas unbescheiden —"

Ich glaubte ihm aufs Wort. Ich glaubte ihm, wenn ich ihn betrachtete. Sein mit allerlei Zieraten besetzter Schlafrock gab dem einer Dame nichts nach.

—

Er bemerkte meine Bewunderung und lächelte.

„Ein ausgezeichnetes Stück Arbeit — fertig gekauft?“

„Bitte — nein. Wenn Sie nichts dawider haben — ich habe ihn selbst gemacht. O, ich weiß mit der Nadel umzugehen.“

Ich besah mir seine Bibliothek. Sämtliche Bände der Marlitt, der George Sand, Carmen Sylva und so weiter — kaum einige Männer, wenn ich Platen und Geibel ausnehme, waren vertreten.

„Sie lieben Damenromane?“

„Die Marlitt ist meine Lieblingsschriftstellerin. Sie trifft so wundervoll mein eigenes Empfinden. Überhaupt, die Frauen haben das los, die Männer haben eine so brutale Art — immer Handlung. Ich ergötze mich mehr an der Schilderung von Gefühlen — und dann diese großartigen Beschreibungen von Kostümen! Oft ist es gerade, als ließe man sich so ein feines, spinnwebenzartes Spitzengewebe durch die Finger gleiten.“

„So — so.“ Lächelnd nahm ich meinen Platz wieder ein. „Übrigens, Herr Winfried, was sagen Sie zu den neuesten Vorgängen in Persien?“

Er wandte den Kopf ab, wie es schien, ein klein wenig gelangweilt. „Entschuldigen Sie, ich — ich kann nicht viel dazu sagen. Ich bekümmere mich so gut wie gar nicht um Politik. So ein Leitartikel in der Tagespresse berührt mich jedesmal wie ein Lufthauch vom Nordpol. Und alles, was geschieht, verstimmt mich — die Politik ist so unliebenswürdig, so —“

Er schwieg und blickte fast traurig vor sich hin.

„Haben Sie die Freundlichkeit und besuchen Sie mich recht bald wieder einmal,“ forderte er mich auf, als ich mich empfahl. „Ich habe gern Verkehr, aber die meisten Männer — Sie werden es nicht übelnehmen

— legen gewissermaßen einen Mangel an zarter Empfindung an den Tag. So bleibe ich lieber für mich — und liebe doch die Gesellschaft außerordentlich.“

„Sie sollten heiraten.“

Franz machte eine abwehrende Bewegung. „Heiraten? Erlauben Sie — unsere Damen —“

„Gefallen sie Ihnen nicht?“

„Ganz und gar nicht. Es ist zu wenig Kern in ihnen. Ich habe ja weiblichen Umgang gern, aber als Frau — dazu imponieren mir die meisten zu wenig. Das stickt, malt, putzt sich, spielt Klavier — ich male ja selber gern und musiziere ebenso leidenschaftlich, aber ich mag dergleichen nicht an einer Frau. Es fehlt unseren Damen der große, heroische Zug — ja, wenn alle wären wie Fräulein Doktor Hempel! — Sie kennen doch Fräulein Paula Hempel?“

„Ich habe die Ehre. Sie meinen die Tochter des Obersten Hempel, die junge Ärztin?“

„Ganz recht. Ich hatte das Vergnügen, ihr in einigen Gesellschaften zu begegnen. Ja, die besitzt eine Geisteserhabenheit, einen Liebreiz — einen fast männlichen Stolz —“

„Warum machen Sie ihr keinen Antrag?“

„Haben Sie nicht gehört, daß sie das Heiraten verschworen haben soll?“

„Das sagen alle.“

„Nein, bei ihr ist es Ernst.“

„Versuchen Sie es doch einmal.“

Er errötete wie ein junges Mädchen, das zum ersten Male zum Tanz aufgefordert wird. „Einen Antrag? Sie erlauben — das kann ich doch nicht gut!“

„Warum denn nicht?“

„So ohne weiteres jemand fragen, ob er einen will — fürs ganze Leben! — Nein, nein, das wider-

strebt meinem Inneren. Ich finde es so brutal. Darin liegt eine solche Anmaßung, eine solche Keckheit und — und Selbstgefälligkeit."

„Aber bester Herr Winfried, wenn niemals ein Antrag gemacht würde, so kämen die jungen Paare doch gar nicht zusammen!"

„Doch — nur meine ich, der Antrag müßte von Natur wegen von der Dame ausgehen. Die Damen müssen die Wahl haben — und von den Herren müßte es dann als die höchste Auszeichnung empfunden werden, wenn eine junge Dame sich plötzlich naht und ihnen zuflüstert: Sie sind es, den ich erkiese!"

„Aber wenn der Erkorene nicht will? Dann müßte er nein sagen, und das wäre doch eine fürchterliche Beleidigung für das Fräulein?"

„O nein — ich bin überzeugt, eine Dame würde nie einen vergeblichen Antrag machen. Sie würde mit feinem Empfinden den herausfinden, der ihren Antrag ersehnt. Man könnte ja die Form auch noch zarter gestalten. Sie könnte zum Beispiel dem Manne ihrer Wahl eine bestimmte Blume, eine Rose vielleicht, an die Brust stecken —"

Ich lachte herzlich. „Also Damenwahl? Nun, meinetwegen," sagte ich. „Aber ich zweifle, daß Fräulein Hempel bereits auf Ihrem Standpunkt angelangt ist. Sie wird Ihnen keine Rose an die Brust stecken, Sie müssen sich schon zu einem Antrag entschließen."

Er seufzte.

„Wie verkehrt alles in der Welt eingerichtet ist!" klagte er. „Und doch — ich erlaube mir Ihnen das offen zu bekennen, ich verehre Fräulein Hempel über alles! Sie ist das einzige Weib auf Erden, das ich mir erwählen würde."

Damit schieden wir.

Ich habe nachher auf meinem Zimmer noch eine minutenlange Privatsitzung im Lachen abgehalten.

2.

Der Prophet mußte doch endlich zum Berge gehen, weil der Berg sich nicht zu ihm bemühen wollte. Franz Winfried hielt um die Hand seiner angebeteten Paula an.

Ganz nach dem allgemein gebräuchlichen Rezept zu verfahren, konnte er sich allerdings nicht entschließen. Er verfuhr auch in diesem Falle mit all der Feinheit und Eigenart, welche das außerordentliche Zartgefühl seiner empfindsamen Seele bedingte. Viele Tage lang sandte er jeden Morgen ein prachtvolles Rosenbukett an die Adresse der Geliebten, dann schrieb er ihr einen eingeschriebenen Brief, in welchem er sich zuvörderst die Anfrage erlaubte, ob die hochverehrte junge Dame ihn wohl der Ehre würdigen werde, einen längeren Brief von ihm anzunehmen. Es handle sich um eine für ihn unendlich wichtige Angelegenheit. Um aber ihre sicherlich höchst wertvolle und kostbare Zeit nicht ungebührlich in Anspruch zu nehmen, gestatte er sich die Freiheit, seine Frage auf einem besonderen Blatte niederzulegen, so daß sie nur nötig habe, ein einfaches „Ja“ oder „Nein“ dahinter zu vermerken.

Die Antwort erfolgte mit wendender Post. Nichts als „Ja — Paula Hempel“ stand hinter der Frage zu lesen, worauf er sich flugs hinsetzte und ein etwa dreißig Druckseiten umfassendes Werk verfaßte, das er einen „längeren Brief“ nannte, und welches eigentlich aus nichts weniger als sechs verschiedenen Teilen bestand: erstens einem philosophischen, worin er sich über Liebe und Ehe im allgemeinen und die Berechtigung eines Heiratsantrages im besonderen äußerte; zweitens

einem historisch-biographischen, in dem er seine ganze Lebensgeschichte ausführlich und wahrheitsgetreu niederlegte; drittens einem photographisch-anatomischen, in dem er seine äußere Persönlichkeit im Spiegel seiner Selbstanschauung schilderte; viertens einem medizinischen, in dem er alle seine physischen, und einem fünftens ethischen, in dem er alle seine geistigen und seelischen Eigenschaften, die ihn seiner Meinung nach für die Ehe geeignet oder ungeeignet erscheinen ließen, in erschöpfender Ausführlichkeit darlegte. Erst jetzt folgte als sechster der erotisch-matrimoniale Teil, dessen Inhalt jeder von selbst errät, wobei wir noch die Einleitung und die verschiedenen Nachschriften außer acht gelassen haben, sowie die Bemerkung am unteren Rande der letzten Seite: „Anbei drei Zehnpfennigmarken zur gefälligen Rückantwort."

Die ersehnte Rückantwort erfolgte diesmal zwar nicht so schnell wie die frühere, aber doch rasch genug, und bezüglich ihrer Kürze gab sie der ersten nicht viel nach.

„Bitte um Ihren werten Besuch Donnerstag nach der Sprechstunde. Hochachtungsvoll Dr. med. Paula Hempel" stand auf der schlichten Visitenkarte zu lesen, welche der Briefträger ihm am dritten Morgen nach Absendung seines Schriftwerks überreichte.

Franz atmete auf, denn die Antwort klang, wenn auch nicht allzu ermutigend, wenigstens nicht gänzlich hoffnungslos.

Festlich geschmückt — und das wollte bei Franz Winfried wesentlich mehr bedeuten als bei uns anderen Männern — begab sich der zaghafte Freier zur bestimmten Stunde klopfenden Herzens zur Dame seiner Wahl. Er hat mir später die Geschichte wiederholt mit allen Einzelheiten erzählt, ich kann sie also beinahe mit der Naturtreue eines Beobachters wiedergeben.

Fräulein Paula Hempel empfing ihn in ihrem Sprechzimmer, nachdem die letzte Patientin es verlassen hatte. Schon ihr Äußeres imponierte ihm ungemein, sie trug ihr schönes blondes Haar kurzgeschnitten und



darauf eine Art Hausmütze, die sich in Form und Ausstattung von der eines männlichen Vertreters ihres Berufs kaum unterschied. Sie trug ferner ein graues, kurzes

Kleid, das die in derben Lederschuhen steckenden, stattlichen Füße bis an die Knöchel freigab, dazu eine weite, bequeme, durch einen braunen Ledergürtel gehaltene Bluse. Die kurzen weiten Ärmel ließen die kräftigen Arme sehen, und wie die starken, wohlgebildeten Finger den Schmuck eines Ringes verschmähten, so bildete auch ihre übrige Kleidung durch den Mangel jedes weiblichen Zierates, aller Fältchen, Perlen, Schleifen und so weiter eine bemerkenswerte Ausnahme von der Regel.

Bei alledem bot Fräulein Doktor Hempel einen Anblick, der ein Herz wohl zu bestricken vermochte — wie die zahlreichen Bewerbungen bekundeten, die sie zurückzuweisen Gelegenheit gefunden. Das frische, heitere Gesicht mit den energischen Zügen durfte ungemein reizvoll genannt werden, und ihr ganzes Wesen besaß etwas Anheimelndes, Angenehmes, das der Anmut und Liebenswürdigkeit keineswegs entbehrte.

Wortlos stand Franz in ihren Anblick verloren — und er hätte vielleicht lange so gestanden, wenn Paula nicht mit einer raschen, hastigen Bewegung ihren Stuhl zurückgeschoben und sich erhoben hätte, um auf ihn zuzuschreiten und mit ihrer etwas tiefen, aber klangvollen Stimme die Frage an ihn zu richten: „Nun, wo fehlt's Ihnen?"

„Gnädiges Fräulein verzeihen, wenn ich mir erlaube —"

„Bitte, fassen Sie sich kurz. Ich erwarte noch einen Besuch." Sie warf ungeduldig einen Blick auf ihre große goldene Uhr.

Solcherart aus der Fassung gebracht, wandte sich Franz mit einem hilfesuchenden Blicke nach der Decke und stammelte: „Der Zustand meines Herzens —"

„Ah, Herzbeschwerden haben Sie?“ Sie ergriff hastig seinen Arm und fühlte den Puls. „Etwas unregelmäßig — zeigen Sie mal Ihre Zunge!“

Unwillkürlich streckte der völlig verwirrte Freier die Zunge heraus. Da kam ihm aber mit einem Male zum Bewußtsein, was für eine komische Rolle er spielte, er brachte daher rasch das begehrte Organ in seine natürliche Festung zurück und entschloß sich zu der seiner sonstigen Manier widersprechenden, lakonischen Bemerkung: „Mein Name ist Winfried — gnädiges Fräulein hatten mich bestellt.“

Ein lautes Lachen schlug an sein Ohr. „Ah, der Herr Winfried! — Das ist etwas anderes. Freut mich, das Vergnügen zu haben.“ Sie schüttelte ihm kameradschaftlich die Hand. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht gleich erkannte. Bitte, nehmen Sie Platz.“

Verlegen ließ sich der Werber auf den ihm bezeichneten Sessel nieder.

Mit ruhiger, lächelnder Miene nahm sie seinen Brief von ihrem Schreibtische. „Ja, ja,“ murmelte sie halblaut, indem sie die letzten Seiten nochmals überflog. „Recht hübsch — hat mir sehr gut gefallen. Sie führen eine reizende, anmutige Feder — an mir selbst würde ich einen solchen Stil nicht wollen, überhaupt an keiner Frau, aber von einem Manne berührt er mich wohltuend. Ich kann die Männer nicht leiden, die mit so dreisten Ansprüchen vor uns Frauen hintreten, als wären wir ihre gehorsamsten Dienerinnen, ihre Sklavinnen durch Geburt und Bestimmung. Insofern —“

Sie schwieg und blickte ihn einige Augenblicke nachdenklich an.

„Haben Sie noch nicht gehört, daß ich das Heiraten verschworen habe?“

„Man hat mir so gesagt,“ flüsterte Franz.

„Zwei Gründe sind es, die mich zu diesem Entschlusse veranlassen. Den ersten habe ich Ihnen bereits genannt. Die Männer sind mir zu keck, zu stolz, zu herausfordernd — Donnerwetter, sind wir Frauen denn nicht mit gleichen Rechten geboren!? Sie mißfallen mir in allem, in ihrer steifen, ungefälligen Tracht, die auszudrücken scheint: ich bin der Herr der Schöpfung und habe nicht nötig, mich für euch zu schmücken! — in ihrem Wesen, das allen Willen für sich beansprucht, in ihrer sogenannten Ritterlichkeit, die uns gleichsam wie Kinder behandelt, denen man Zuckerbrot bietet. Nun, was mich betrifft — ich lobe mir ein derbes Bauernbrot mit Schinken oder echtem deutschen Käse."

„Göttlich — herrlich!" konnte sich Franz nicht enthalten zu rufen.

„Da haben Sie's — das ist das eine! Und das andere? Um der Männer selbst willen kann ich nicht heiraten, obgleich ich ganz gewiß meine weibliche Bestimmung nicht verleugnen will und einem traulichen Herde durchaus nicht abhold bin. Aber sagen Sie selbst, was sollte ein Mann mit mir wohl anfangen? Glauben Sie, daß ich zu irgend einem von euch passe, daß ich einen von euch glücklich zu machen geschaffen bin?"

„O, Fräulein Doktor —" er legte beteuernd die Hand aufs Herz.

Wieder schaute Paula den Besucher an, und ein Ausdruck von Genugtuung malte sich auf ihrem von der Röte der Aufregung belebten Gesicht. „Sie wären wirklich imstande, es mit mir zu wagen?"

„Auf der Stelle! Ich — ich verehre, liebe, bewundere Sie!"

„Nun wohl, ich will Ihnen einen flüchtigen Einblick in mein Leben, meine Neigungen, meine Gewohnheiten

gewähren. Wenn Sie dann noch auf Ihrem Antrage beharren —"

„So wollen Sie die Meine werden?"

„So will ich meinetwegen ja sagen. Aber ich bin im voraus überzeugt, Sie werden sich bekreuzigen und davonlaufen. Kommen Sie mal mit."

Paula ergriff ohne weiteres seinen Arm und führte den Freier in einen kleinen, düsteren Raum, der an ihr Sprechzimmer stieß.

Entsetzt fuhr Franz zurück. Ein scheußliches Gerippe grinste ihn an, von einem Gestell hohnlachten zwei Totenschädel, in zahlreichen Gläsern erblickte man allerlei anatomische Präparate, auf einem Sims stand eine elektrische Batterie.

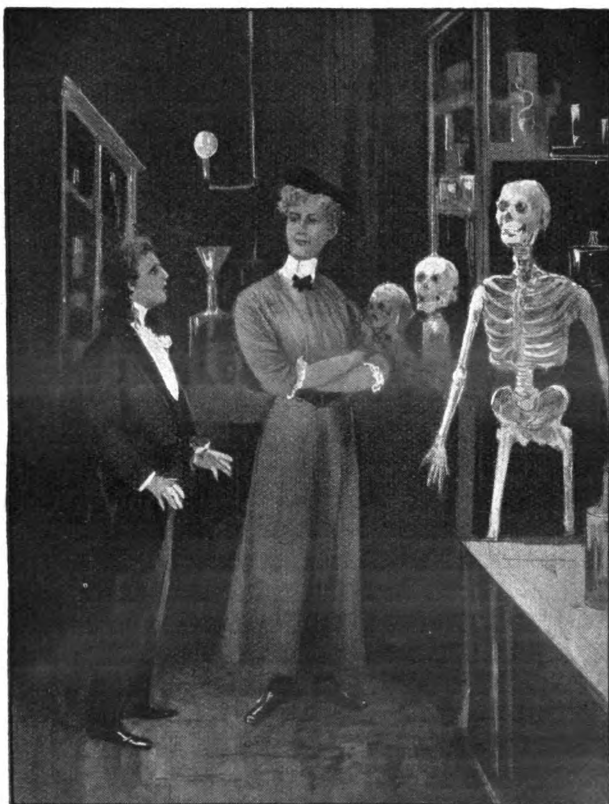
„Das ist mein Laboratorium," erklärte Paula mit triumphierenden Blicken. „Ich habe eine sehr schöne Sammlung von Instrumenten und Präparaten — wie? Sehen Sie nur!" Sie ergriff einen der gläsernen Behälter und hielt ihn dem bestürzt zurückfahrenden Bewerber vor die Augen. „Haben Sie schon einmal ein so vollendetes Exemplar von Klumpfuß anzustaunen Gelegenheit gehabt?"

„Gott sei Dank — nein!" lispelte der Betrachter mit Widerwillen.

„Der Schädel hier" — sie strich liebevoll mit der linken Hand über die kahle Stirn und blies dann sorgfältig etwas Staub fort, der sich zwischen den Augenhöhlen festgesetzt hatte — „ist von einem Neger, der während des Sezessionskrieges in Georgia gelyncht wurde. — Nicht wahr, mein alter Jup?" Sie tätschelte gütig die stark hervorstehenden Backenknochen. Dann erfaßte sie plötzlich einen kleinen Gegenstand auf dem Tische und bewegte ihn hastig nach den Augen ihres Gastes.

„Was — was haben Sie da?"

„Sehen Sie es nicht?" Sie ließ den Gegenstand schelmisch vor seiner Nase herumspielen.



„Eine Maus!" rief Franz in tödlichem Erschrecken und wich, wie vor einem Gespenst, mit allen Symptomen des höchsten Schreckens in den äußersten Winkel zurück. „Eine Maus —"

„Die ich selbst ausgestopft habe. Fürchten Sie sich vor Mäusen?“

„Ach, das nicht gerade, aber ich habe — eine Idiosynkrasie davor, die —“

„Wirklich? Ach das ist ja reizend!“ rief sie lachend. „Wie niedlich!“

„Kommen Sie heraus aus diesem unheimlichen Zimmer,“ flüsterte der Werber mit fast bebender Stimme. „Mir sträubt sich das Haar, ich — ich fühle, daß ich unwohl werde —“

Lachend geleitete sie ihn heraus in ein freundliches, helles Zimmer mit Studentenbildern, Schlägern und Wappen an den Wänden, einigen Geweihen über dem Schreibtisch.

„Das ist mein Wohnzimmer,“ bemerkte sie erläuternd. „Da halte ich mich am liebsten auf. Wenn ich hier so nach des Tages Last auf meinem Sofa liege, eine Zigarette schmauchend — darf ich Ihnen eine anbieten?“

„Danke — ich rauche nicht.“

„Sie rauchen nicht? O wie allerliebst! Es ist so zudringlich von den Männern, vorauszusetzen, daß jede Dame mit ihrem Rauchen einverstanden sein muß.“ — Sie zündete sich behaglich eine Zigarette an und fuhr fort: „Wenn ich dann meinen Schoppen Wein trinke und irgend ein Buch lese, dann fühle ich mich wahrhaft glücklich. — Sehen Sie“ — sie wies auf ein Bild — „das bin ich als Fuchsmajor. Das ist mein Leibfuchs — und das war unser Präses. Diesen Schläger“ — sie deutete mit einem förmlich zärtlichen Ausdrucke nach ihm hin — „habe ich oft geschwungen.“

„Wie — Sie verstehen zu fechten?“

„Na und ob — ich nehm's mit jedem auf, wenn's sein muß. Da —“

Sie riß einen der Schläger herunter, stellte sich in Positur und legte aus*).

„Schreckt Sie das noch nicht ab?“ rief sie lachend.

„Bewahre — im Gegenteil. Sie erscheinen mir immer begehrenswerter.“

„Ach, wenn ich nur ein Duell hätte haben können!“ rief sie wehmütig. „Wie ich mich gefreut hätte! Aber in stillen Stunden hole ich sie herab und übe mich mit ihnen — man kann ja nie wissen, wie man's einmal braucht.“

Sie schritten hinaus und über den Korridor hinab nach dem Hofe. Eine Tür aufmachend, erklärte sie: „Mein Pferd, Herr Winfried — mein Rappe.“

„Ach, Sie reiten auch?“

„Reiten und fahren — ich brauche beides für meinen Beruf. Sie sollten einmal mit mir ausfahren. Ich kutschiere natürlich selbst, obgleich ich einen Kutscher habe. — He, Franke,“ wandte sie sich an einen im Stall stehenden Mann, „haben Sie meine Flinte geputzt?“

„Jawohl, Fräulein Doktor — hier ist sie.“

„Geben Sie mal her. — Kommen Sie mit mir, Herr Winfried, ich will Sie gleich einmal meine Fertigkeit im Schießen bewundern lassen.“

Sie ging vor ihm her nach dem an das Haus stoßenden Garten, der sich lang und schmal hinzog. Auf der rechten Seite hatte Paula einen Schießstand eingerichtet, allerdings nur aus einer primitiven Vorrichtung am Anfang und einer großen Scheibe am Ende des Ganges bestehend.

„Schießen ist meine größte Leidenschaft,“ äußerte sie vergnügt. „Schießen — und auf die Jagd gehen.

*) Siehe das Titelbild

Bestimmen Sie einen Punkt auf der Scheibe, den ich treffen soll."

„O gnädiges Fräulein, es ist gar nicht nötig. Ich bin im voraus überzeugt, daß Sie eine gute Schützin sind."

„Sie haben endlich genug von mir?" fragte sie mit einem schelmischen Blicke.

„Ach nein, aber ich kann — Sie werden mir hoffentlich deshalb nicht zürnen — das Knallen nicht gut vertragen."

„Nun, wie Sie wollen. Kehren wir also zurück, denn es ziemt sich nicht, daß wir eine so ernste Angelegenheit im Garten erledigen."

Als beide wieder im Sprechzimmer der Ärztin angelangt waren, lud sie ihren Besucher freundlich zum Sitzen ein, nahm ihm gegenüber Platz und sagte liebenswürdig: „Jetzt haben Sie einen flüchtigen Einblick in die Geheimnisse meiner Seele getan, Herr Winfried. Nicht wahr, Sie haben nunmehr die Überzeugung gewonnen, daß ein Mädchen mit Eigenschaften und Neigungen, wie ich solche besitze, zur Ehe ein für allemal verdorben ist?"

„Das habe ich ganz und gar nicht, gnädiges Fräulein."

„Nicht?" meinte sie betroffen.

„Im Gegenteil — ich bewundere Sie nur um so mehr," rief Franz mit leuchtenden Augen. „Sie sind gerade die Frau, die ich mir gewünscht habe — eine Königin, zu der ich aufblicke, die ich verehren und verherrlichen kann. O erhören Sie mein Flehen, mein Fräulein, gewähren Sie mir den heiligsten Wunsch meines Herzens! Schon beim ersten Anblick liebte ich Sie, ich, der ich noch nie etwas für ein Mädchen empfinden konnte, weil sie mir alle zu süßlich, zu ätherisch sind. Verzeihen Sie mir die große Kühnheit, mit der ich

mich Ihnen zu nahen wage, und sagen Sie ja zu meiner Bitte, damit Sie mich zum glücklichsten Sterblichen auf Erden erheben!“

Franz war — wie sich übrigens bei einem Liebesantrag von selbst versteht — auf die Kniee niedergefallen.

Paula hob ihn auf und entgegnete freundlich: „Bester Herr Winfried, lassen Sie mich Ihnen offen gestehen, daß auch Sie mir von Anfang an gefallen haben. Sie sind bisher der einzige Mann, an dem ich Geschmack gefunden habe. Auch heute fühlte ich mich sogleich zu Ihnen hingezogen. Schon Ihre Art, sich zu kleiden, ist mir ein Beweis dafür, daß Sie uns Frauen die gerechte Würdigung entgegenbringen, auf die wir Anspruch haben. Sie sind nicht zu stolz, sich für uns zu schmücken, darzutun, daß auch wir das Recht haben, zu verlangen, der Mann soll sich bestreben, uns zu gefallen. Ihr Ton ist nicht herablassend und ironisch, Ihr Wesen nicht anmaßend und herrisch. Aus all diesen Gründen war ich schon entschlossen, einzuwilligen, die Ihre zu werden, bevor Sie hierher gekommen sind. Aber Sie sollten mich jedenfalls erst ganz kennen lernen, sollten —“

„Den kostbaren Diamant nicht ungeschliffen erwerben,“ lispelte verzückt der Bewerber.

„Ganz recht — die Katze nicht im Sacke kaufen,“ erklärte Paula. „Na, wenn es Ihnen also recht ist —“

„Paula!“

Er öffnete die Arme und schickte sich an, auf sie zuzustürzen, doch ein Wink von ihr hielt ihn zurück.

„Um jeder möglichen irrigen Erwartung vorzubeugen, Herr Winfried — ich kann keine Strümpfe stricken.“

„Ist das aber schön!“ entflammte sich der glück-

strahlende Freier. „Wenn Sie das gekonnt hätten, hätte ich Sie nicht genommen.“

„Kochen kann ich auch nicht, nicht einmal Kartoffeln oder Kaffee —“

„Was tut's? Ich koche um so leidenschaftlicher. Wir nehmen eine Köchin, die ich beaufsichtige — ich habe das ja sehr bequem, wenn ich zu Hause meine Artikel für die Modenzeitung schreibe.“

„Um die Wirtschaft kann ich mich gleichfalls nicht bekümmern. Erstens liegt es nicht in meiner Neigung, und zweitens hindert mich auch mein Beruf daran. Ich werde fortfahren, meinem Gewerbe als Ärztin nachzugehen — ich muß einen anstrengenden Beruf haben, wenn ich mich wohlfühlen soll.“

„O, da sorgen Sie sich nicht — ich werde die Augen daheim schon offen halten. Die Hauptsache ist, daß in jedem Haushalte das Äußere sowohl wie das Innere seinen Vorstand hat — wer das nun ist, ob der Mann oder die Frau, bleibt sich gleich.“

„Sofern die Ehe nur auf gegenseitiger Liebe und Achtung beruht,“ vollendete Paula fröhlich. „Und ich bin nun einmal so. Denk nur, lieber Franz, man nennt mich in Bekanntenkreisen scherzhaft Paul statt Paula.“

„Und mich Franziska statt Franz.“

„Ah, das ist ja herrlich!“ rief sie selig. „Franziska — meine liebe, kleine, hübsche Franziska — ja, du sollst meine Franziska und ich will dein Paul sein! Niemand soll dir etwas tun dürfen.“

Sie zog ihn zu sich heran und küßte ihn zärtlich auf Stirn, Mund und Wangen.

„Und jetzt will ich meiner Praxis nachgehen, Fränzchen,“ sagte sie dann, „ich habe keinen Augenblick mehr zu verlieren.“

3.

Leider konnte ich der Hochzeit meines Freundes Franz Winfried nicht beiwohnen, da ich kurz vorher nach Berlin versetzt wurde.

Erst zwei Jahre später war es mir vergönnt, ihn zu besuchen. Es war abends gegen sechs Uhr, an einem trüben frostigen Märztage, als ich bei ihm eintraf. Ein artiges Hausmädchen führte mich sofort in das Wohnzimmer, wo ich ihn in einem prachtvollen himmelblauen Schlafrocke auf dem Sofa sitzen fand, die langen Locken um den Kopf hängend, so daß ich ihm unwillkürlich „Guten Abend, Franziska!“ zum Willkommen entgegenrief.

Der gutmütige Ehemann nahm mir dies nicht nur nicht übel, sondern er lachte darob von ganzem Herzen, drückte mir herzlich die Hand und zog mich auf das Sofa an seine Seite.

„Nicht wahr — er ist schön?“ fragte er, mit Stolz seinen Schlafrock berührend.

„Prächtig! — Richard Wagner hatte keinen schöneren.“

„Paula liebt es, wenn ich mich putze,“ plauderte er. „Sieh nur die wundervollen rot- und goldgestickten Pantoffeln, die sie mir gekauft hat!“ Er schlenkerte entzückt seinen Fuß auf und nieder.

„Freut mich, aus alledem zu entnehmen, daß ihr glücklich seid.“

„Wie ein Paar Turteltauben, lieber Freund. So harmonisch wie die unsere kann es gar keine zweite Ehe geben.“

„Trotzdem ihr in allen Dingen Gegensätze seid?“

„Trotzdem? Nein, ebendeshalb. Rede mir keiner von Übereinstimmung der Neigungen! Gegensätze

berühren sich — gleichnamige Elektrizitäten stoßen sich ab. — Du wirst doch bei uns zu Abend essen? Natürlich —"

Er stand auf und klingelte.

„Martha," sagte er zu dem hereintretenden Mädchen, „besorgen Sie alles, was ich Ihnen gesagt. Vergessen Sie das Teegebäck nicht — Sie wissen, wie ich es gern mag — und nur frische Eier für meine Frau und den rohen Schinken etwas scharf. Haben Sie die Gans geschlachtet?"

„Ich bitte Sie, Herr Winfried — ich und ein Tier töten! Lieber selber sterben!"

„Ja, so geht es mir auch — aber unangenehm ist es doch. Ich hätte gern Gänseleber heute abend gehabt. Mein Freund hier ißt sie so gern —"

„Die Gans ist geschlachtet, Herr Winfried. Ihre Frau Gemahlin hat es heute früh noch besorgt."

„Dann mag sie die Köchin gleich ausnehmen. Aber die Leber will ich selber braten. — Du sollst mir dann sagen, Artur," wandte er sich nach Marthas Abgang zu mir, „ob du je so etwas Köstliches gegessen hast. Alexander Dumas könnte es nicht besser machen, obgleich er sicherlich ein ausgezeichneter Koch war. Paula ist auf der Jagd, muß aber jeden Augenblick zurückkommen. Sie bringt allemal reiche Beute mit, denn sie ist eine Schützin ersten Ranges."

Ein klägliches Geschrei aus einer Ecke des Zimmers unterbrach seine vertraulichen Mitteilungen. „Ach, Lottchen!" rief er, mir glückstrahlend zublinzelnd, und eilte sogleich nach der bewußten Ecke, in welcher ich jetzt erst einen großen Korb auf einem fahrbaren Ständer entdeckte. „Unser Lottchen!" rief er vorstellend, indem er ein weißes Bündel aus dem Körbchen emporhob und mir entgegenhielt. „Bist aufgewacht, mein Püppchen? Schlaf wieder, Herzensliebling!"

Es war ein ebenso ergötzlicher, als herzerquickender Anblick, wie er das Kleine im Zimmer herumtrug, und ich lachte, daß mir fast die Tränen über die Backen liefen.



„Da kommt Mama!“ rief er plötzlich — und in der Tat, kräftige Fußtritte wurden draußen vernehmbar, die Tür ward aufgerissen, und eine hohe Gestalt im Jägerkostüm, die Jagdtasche an der Seite hängend, woran Hasen und Rebhühner herunterbaumelten, auf dem Kopfe eine Pelzmütze, die Flinte unter dem Arme, trat mit fröhlichem „Guten Abend“ ins Zimmer. Wenn ich nicht gewußt hätte, wer vor mir stand, so hätte ich zunächst

wohl kaum gewußt, ob ich einen Mann oder eine Frau vor mir hatte, oder vielmehr, ich hätte unbedingt einen Mann vor mir zu sehen geglaubt. Auch die Stimme hätte mich kaum eines Besseren belehrt. So aber wußte ich ja Bescheid, ich stand auf und grüßte höflich, und herzlich preßte mir die Frau des Hauses die Hand.

„Nun, wie gefällt Ihnen mein Jagdkostüm?“ forschte sie triumphierend. „Nicht wahr, man kann mich kaum von einem richtigen Jäger unterscheiden?“

„Wahrhaftig — kaum,“ bestätigte ich lachend.

„Und sieh nur, Fränzchen, das Jagdglück!“ wandte sie sich an ihren Gatten, den sie mitsamt dem Kindchen in die Arme schloß und abküßte. „Aber Durst und Hunger hab' ich, liebes Herz, davon hast du keine Ahnung.“

„Sogleich, Paula, sogleich. Während du ablegst, ist alles fertig. Ich will auf der Stelle decken lassen.“

„Weißt du, mit wem ich heimgegangen bin, Fränzchen?“

„Nein.“

„Mit dem dicken Kesselmann. Wie ich mich allemal über den beschränkten Esel ärgere — prügeln können hätt' ich ihn!“

„Ihr habt wohl wieder politisiert?“ bemerkte Franz lächelnd.

„Der Taps ist natürlich nicht hell zu kriegen. Ich hätt's auch vermieden, mich mit ihm einzulassen, wenn er nicht selbst angefangen hätte. — Sie bleiben doch zu Nacht bei uns, lieber Freund?“

„Eigentlich —“

„Ach was, keine Umstände! Morgen begleiten Sie uns nach Halldorf. Wir fahren mit unserem neuen Automobil hin.“

„Haben Sie einen guten Fahrer?“ erkundigte ich mich vorsichtig.

Paula brach in ein helles Gelächter aus. „Gewiß — da steht er,“ entgegnete sie, sich an die Brust klopfend.

„Wahrhaftig, Artur — Paula fahren zu sehen, ist ein Genuß,“ stimmte Franz begeistert bei, während er selber dem Mädchen beim Decken half.

„War das Kleine ruhig, Franz?“

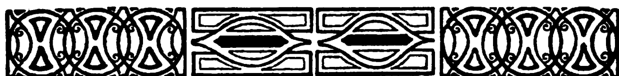
„Sehr artig. — So, setz dich hierher, Artur, neben meine Frau — wir essen abends stets hier, lieber Freund, es ist hier am gemütlichsten — nicht wahr, Paulchen?“

„Ich fühle mich abends nirgends anders wohl,“ erwiderte Paula und ging hinaus, sich umzukleiden.

Wir blieben den ganzen Abend in dem warmen, traulichen Zimmer — Franz saß auf dem Sofa, und ich lehnte mich behaglich in einen Samtsessel zurück, während Paula einen alten Lehnsessel vorzog. Franz trank eine Tasse Tee nach der anderen, den er sich selbst bereitete, Paula und ich ließen uns wohl sein bei einem Glas Bier, ich rauchte Zigarren, indes Paula den blauen Dampf einer aromatischen Zigarette vor sich hinblies. Es war das wunderbarste Bild von der Welt: Franz in seinem himmelblauen Schlafrock und den langen, blonden Locken, Paula in ihrer braunen Lodenjoppe mit dem türkischen Fes auf dem Kopfe — er Tee trinkend, sie Bier, er an einem Stück Torte kauend, sie eine Zigarette schmauchend — ich ward manchmal wirklich selber irre, welches der Herr und welches die Dame des Hauses war.

Aber glücklich waren sie, überglücklich — und es war gewiß einer der gemütlichsten Abende meines Lebens, den ich zusammen mit Paul und Franziska verlebte.





Schönheitskultur.

Von Dr. Fr. Parkner.

Mit 12 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Die Schönheit ist eine Gunstbezeigung der Götter. Dieses altgriechische Wort ist insofern richtig, als sich niemand auf diese oder jene Weise ein schönes Gesicht willkürlich verschaffen kann, sondern ein jeder sich mit den ihm von der Natur verliehenen Gesichtszügen abfinden muß, es ist aber insofern unrichtig, als die Schönheit nicht ausschließlich auf der Gesichtsbildung beruht, sondern beim ästhetischen Gesamteindruck einer Person die Haltung des Körpers und die vollendete Formgebung seiner übrigen Teile einen schwerwiegenden Einfluß ausüben, und gerade in dieser Beziehung dem einzelnen keine unübersteigbaren Schranken gezogen sind.

Der Körper als Ganzes und seine verschiedenen Glieder entwickeln sich zwar nach bestimmten Gesetzen, denen die Abstammung und Vererbung zugrunde liegen, aber dieser Entwicklungsgang läßt sich bis zu einem gewissen Grade leiten und lenken und in solche Bahnen hinüberführen, welche zum Zielpunkt die Vervollkommnung der äußeren Form haben. Das Mittel zur Ausübung dieser Schönheitskultur ist eine methodische Gymnastik, die die gegebenen körperlichen Vorbedingungen klug berücksichtigt und die Ausbildungsfähigkeit der Muskulatur durch ein geordnetes Be-

wegungssystem zur Hervorbringung der beabsichtigten Wirkung wohlüberlegt zu verwerten weiß.

Die Vollkommenheit der Körperformen ist besonders für die Frauenwelt eine Angelegenheit von weitreichender Bedeutung. Diese Tatsache hat in letzter Zeit verschiedene Lehrmethoden zutage gefördert, die auf die schönheitliche Ausgestaltung des weiblichen



Nackenübung: Beugen des Kopfes.



Nackenübung: Senken des Kopfes.

Körpers hinarbeiten. Wir wollen uns an dieser Stelle mit der Methode beschäftigen, die Maud Odell, eine englische Schönheit, sich nach der bekannten Schreberschen Zimmergymnastik für ihre Zwecke zurechtgemacht hat. Maud Odell wurde bei einer Schönheitskonkurrenz mit der goldenen Medaille ausgezeichnet, und sie erregte durch die Vollendung ihres Wuchses

allgemeine Bewunderung. Unsere Abbildungen geben Maud Odell selbst bei den einzelnen Ausführungen ihrer gymnastischen Übungen wieder, denen sie allein ihre Körperschönheit zuschreibt.



Übung für die Entwicklung des Brustkorbes: Erste Stellung.

Maud Odell nimmt die Übungen, die etwa zehn Minuten Zeit erfordern, täglich frühmorgens vor und badet darauf kalt. Wessen Körperkonstitution ein kaltes Bad nicht zuläßt, kann aber ebensogut ein laues oder warmes Bad gebrauchen. Die Übungen beginnen bei den Schultern und endigen bei den Fußknöcheln, sie sind weder zu schwer noch zu ermüdend, und sie haben außerdem den Vorzug, daß sie mit keinerlei Unkosten verbunden sind. Es wird dabei die militärische Stellung eingenommen, also: Hacken zusammen, Brust heraus und Schultern zurück! Zugleich wird tief und regelmäßig geatmet.

Eine jede Frau wünscht sich einen schönen Nacken, und eine jede kann sich ihn rund, schlank und anmutig gestalten, wenn sie folgenden Weg einschlägt. Während der Körper aufrecht und unbewegt gehalten wird, wird der Kopf sanft so weit nach hinten gebeugt, als es bequem möglich ist. Alsdann wird der Kopf langsam nach vorn gesenkt, bis das Kinn den Brustkorb berührt. Diese Be-

wegungen werden fünfundzwanzigmal in einer Minute wiederholt.

Die nächste Übung bezweckt die Hervorwölbung des Brustkorbes und die Ausbildung der Schulter-

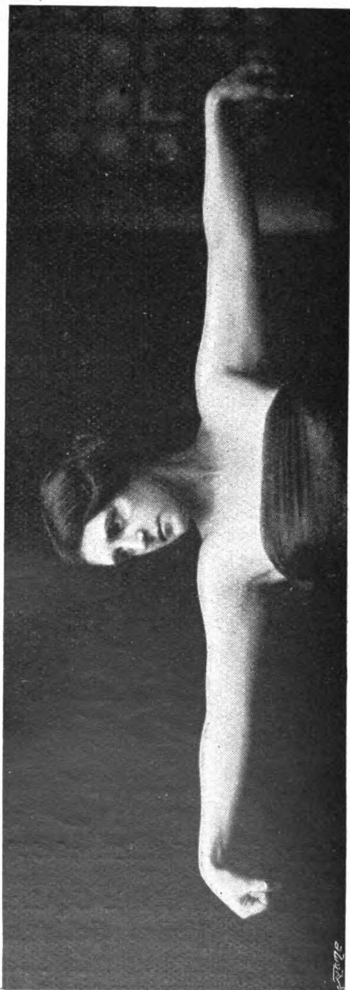


Übung für die Entwicklung des Brustkorbes: Zweite Stellung.

partien. Sie löst die Schulterblätter und bringt hinter ihnen die flachen Grübchen hervor. Bei gerader Stellung werden zunächst die Arme in voller Länge nach vorn gestreckt und die Hände aneinander gelegt. Darauf werden, während tief durch die Nase geatmet wird, die angestrafften Arme so weit als möglich langsam

nach hinten geschwungen und alsbald wieder nach vorn in die vorherige Stellung zurückgebracht, so daß sie also einen Dreiviertelkreis in der wagrechten Ebene beschreiben. Diese Übung ist dreißigmal in der Minute zu wiederholen.

Hier, wie bei allen folgenden Übungen, muß die Aufmerksamkeit völlig auf diese gerichtet sein, die Muskeln müssen angespannt und alle Energie auf die Sache verwendet werden.



Übung für die Vervollkommnung von Unterarm und Handgelenk: Erste Stellung.

Gehen wir nun zur Ausbildung der Arme über. In erster Linie handelt es sich hier um die Vervollkommnung der Unterarme und der Handgelenke. Manche Frauen sind stolz auf ihre mollig-weichen und kinderhaften Handgelenke. Das ist Geschmacksache. Jedenfalls aber ist der Anblick eines kraftvollen und feinen Handgelenks nicht weniger schön, und es ergibt sich

bei der Hinarbeitung auf dieses Ziel noch der besondere Vorteil, wirklich leistungsfähige Arme und Handgelenke zu schaffen. Zuerst werden die Hände kräftig zusammengeballt, die Arme seitwärts wagrecht in voller Länge ausgestreckt, die Muskeln angestrafft und die Handrücken nach oben gekehrt. Darauf werden die Hände scharf nach unten gekrümmt, so daß sie möglichst in einem rechten Winkel zu den Unterarmen zu stehen kommen. Nun werden die geballten Hände kräftig nach oben gehoben, so daß die Handrücken jetzt wiederum ungefähr einen rechten Winkel zum Unterarm bilden. Diese Übung ist zwanzigmal zu wiederholen.



Übung für die Vervollkommnung von Unterarm und Handgelenk: Zweite Stellung.

Da sich der Zug der Muskeln auf die Unterarme fortsetzt, so werden durch die geschilderten Bewegungen

auch formvollendete Unterarme geschaffen, was bei der Mode, halblange Ärmel zu tragen, die die Unterarme entblößt zeigen, von wesentlicher Bedeutung ist.

Die nächste Übung, die der Formung der Büste dient, ist ziemlich einfach. Der eine Arm wird mit geschlossener Hand möglichst weit seitwärts in gleicher

Übung für die Formung der Büste: Erste Stellung.

Höhe mit der Schulter ausgestreckt, während die andere Hand in die Hüfte gestemmt wird. Jetzt wird der ausgestreckte Arm nach vorn und unten geführt, wobei der Oberarm fest an den Brustkorb gedrückt wird. Darauf wird dieselbe Übung mit dem anderen Arm vorgenommen. Ein jeder Arm muß die angegebene Bewegung achtzehnmal wiederholen.

Um eine schöne, schlanke und biegsame Taille zu gewinnen, kann man verschiedene Methoden anwenden. Die eine, seit langem geübte besteht darin, daß die

Hände zusammen auf den Scheitel gelegt werden, und nun der Rumpf bei steifen Knieen möglichst weit nach vorn und unten gebeugt wird. Jedoch ist diese sonst ganz treffliche Übung ziemlich anstrengend. Leichter und gleichwohl sehr zweckmäßig ist die nachstehende, die durch die Anspannung der Schenkelmuskulatur zugleich



Übung für die Formung der Büste: Zweite Stellung.

den Vorteil bietet, daß sie Hüften mit zu starkem Fettpolster schlank und auf der anderen Seite schwache Hüften voll macht. Bei aufrechtem Stand werden die Arme mit zusammengeballten Händen seitwärts ausgestreckt. Darauf wird der Rumpf nach der einen Seite gebogen, die entgegengesetzte Hand mit den Handknöcheln in die entsprechende Achselhöhle gelegt und die andere Hand möglichst tief nach unten und seitwärts gesenkt. Hierauf geht man in die erste Stellung zurück und wechselt nun mit der anderen Seite ab. Man setzt die Übung vierzigmal rhythmisch fort.

Auf die Stärkung der Muskeln, die die Decke für die Verdauungsorgane bilden, läuft die nunmehr folgende Übung hinaus. Man legt sich lang ausgestreckt mit dem Rücken auf den Fußboden und kreuzt die Arme über dem Kopf. Darauf richtet man sich in die sitzende Stellung auf, wobei die Hakken zusammen- und am Boden festgehalten werden, streckt jetzt die Arme in die Höhe, so daß der Kopf zwischen sie zu liegen kommt, und beugt sich zuletzt so weit nach vorn vor, daß die Fingerspitzen die Zehen berühren. Alsdann kehrt man wieder in die liegende Stellung zurück. Eine zwanzigmalige Wiederholung genügt für diese Übung.



Übung zur Hervorbringung einer biegsamen Taille.

Eine schöne Form der Beine und Knöchel kann

man auf verschiedene Weise erreichen. Für empfindlichere Personen ist folgende Übung vorzuziehen. Man nimmt die Hände in die Hüften, hebt sich auf die Zehen, reckt den Körper gerade und kräftig empor, senkt die Füße auf die Hacken, kauert sich zum Sitzen nieder und erhebt sich sodann. Die Übung ist so lange fort-



Gute Haltung.



Schlechte Haltung.

zusetzen, als man es vermag. Bei weitem anstrengender ist das Hüpfen auf der Stelle. Wer hundertmal hintereinander gehüpft hat, wird aus dem Schwergefühl in seinen Beinen erkennen, daß hier ihre Muskulatur ein tüchtiges Stück Arbeit leisten mußte.

Die systematische Durcharbeitung des Körpers vom Kopf bis zum Fuß trägt nicht nur zur Vervollkommnung der Formen bei, sondern verbessert auch ganz von selbst

die Haltung. Denn die Stählung der Muskeln verleiht dem Brustkorb Festigkeit und Fülle, der Taille Biegsamkeit und dem Gang Gewandtheit und Sicherheit, während eine schlaffe Muskulatur den Brustkorb einsinken, die Bewegungen unbeholfen und den Gang schlodderند erscheinen läßt.

Aber diese Schönheitsübungen bringen noch weitere Folgen mit sich. Durch die methodischen Bewegungen wird auf der einen Seite der Blutumlauf belebt, auf der anderen der Appetit angeregt, so daß sich eine gesteigerte Nahrungszufuhr nötig macht, und das Ergebnis davon ist eine Blutauffrischung, die sich nicht zuletzt in der munteren, gesunden Gesichtsfarbe ausdrückt.

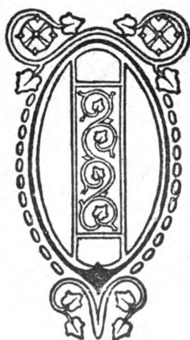


Arm mit ungenügend beweglichem Handgelenk.

Bei dem ganzen Übungsplan ist als Hauptregel die Vorschrift zu beachten, daß man nicht einseitig vorgeht, das heißt die eine Übung auf Kosten der anderen bevorzugt. Denn die vermehrte Durcharbeitung eines Körperteiles, mag es nun der Brustkorb, Arm oder Fuß sein, führt notwendig zu einer stärkeren Entwicklung desselben, wodurch ein anderer Teil leiden kann, auf jeden Fall aber das schöne Ebenmaß des Körpers gestört wird. So kann eine übertriebene Übung der Armmuskulatur die Beweglichkeit und Gelenkigkeit des Handgelenks vermindern oder die der Beinmuskulatur den Gang plump und schwerfällig machen. Die Gleich-

mäßigkeit der Übung ruft dagegen eine entzückende, klassische Symmetrie der einzelnen Gliedmaßen hervor.

Frauen, die sich einer zielbewußten Schönheitskultur befleißigen, werden nach wenigen Wochen keinen Gefallen mehr am Korsett finden, das wichtige Organe einschnürt und beengt, sie werden die Schuhe mit hohen Hacken beiseite lassen, die einen kniebeugigen, schwankenden Gang bedingen, und sie werden weder zur Schminke noch zum Puder zu greifen brauchen, da ihre Gesichtsfarbe blühend und rein sein wird. Muße für diese Übungen aber haben alle genug, da sie nur einen verschwindenden Bruchteil von der Zeit erfordern, die bisher auf die Beschäftigung mit der Toilette und ihre Anlegung verwandt wurde.





Der Orpensdorfer.

Novelle von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Der Zug verließ die Bahnhofshalle von Baden-Baden. Aus einem Abteil erster Klasse tauschte ein Herr mit den Zurückbleibenden Abschiedsgrüße. Dann trat er vom Fenster zurück. Er war groß und schlank, Mitte der Dreißiger mochte er sein. Mit ernstem Gesicht ließ er sich nieder und starrte zu Boden. Er war allein in seinem Abteil. Die energischen Züge, die gebräunte Hautfarbe verrieten den Offizier. Aber Karl Ehrenreich v. Orpensdorf war nicht mehr im Dienst. Seit zwei Jahren bewirtschaftete er das Stammgut, vorher hatte er in Potsdam bei den Gardeulanen gestanden. Als er gerade eine Schwadron erhielt, starb sein Vater; nun hauste er als Junggeselle in der Altmark und war ein echter, rechter Landjunker geworden. Ein Beinbruch im Frühjahr hatte eine Nachkur in Baden-Baden notwendig gemacht; sie war von gutem Erfolge gewesen.

Immer schärfer wurden die Falten auf seiner Stirn, die Flügel der geraden, fast etwas zu großen Nase zuckten nervös, seine blauen Augen schienen sich in das rote Polster hineinbohren zu wollen.

Die Lokomotive pfiff. Er stand auf und fuhr sich mit der gepflegten, schlanken Hand über das kurzgehaltene, blonde Haupthaar. In Oos stieg er um.

Über Frankfurt, Magdeburg kam er spät abends in Stendal an. Hier hatte er längeren Aufenthalt. Er

begab sich ins Wartezimmer, um auf den Zug nach Osterburg zu warten.

Da schlug ihm plötzlich jemand auf die Schulter. „'n Abend, alter Ausreißer!"

„Guten Abend, Krusemark! Was machst denn du hier?"

„War zum Liebesmahl bei den Husaren."

„Und wie geht's zu Hause?"

„Danke, Weib und Kinder sind wohl. — Man vermißte dich heute sehr und munkelte allerlei."

„Wer — was?"

„Wer? Ich bin nicht indiskret. — Was? Du hättest dich aus Baden-Baden nicht fortgefunden, weil du dort eine junge Dame kennen gelernt."

„Mehr wie eine."

„Bist zwar höllisch kurz angebunden, aber das soll mich nicht abhalten, dir etwas mehr auf den Zahn zu fühlen. Du weißt doch, die Welt ist ein großes Bierdorf, es wird vieles geklatscht und getratscht, aber etwas Wahres ist meistens doch an einer solchen Geschichte."

„Nun ja, ich war mit sehr netten Leuten zusammen. Die Nachkur bekam mir gut, da bin ich eben ein paar Wochen länger in Baden-Baden geblieben, als ich ursprünglich wollte."

„Sag einen geschlagenen Monat — und während der Ernte!"

„Mein Inspektor ist zuverlässig."

Da lachte der junge Krusemark hell auf. „Freundchen, halt mich nicht für dumm und mach dich nicht schlechter, als du bist! Deine Arbeitswut kennt der ganze Kreis; wenn du also während der Hauptermte die Heimkehr vergißt, so müssen sehr stichhaltige Gründe vorliegen."

„Und wenn's so wäre?"

„Du weißt, daß sich niemand mehr drüber freuen würde als meine Frau und ich.“

„Das weiß ich und danke euch. Aber die Entscheidung ist noch nicht gefallen.“

„Noch nicht?“

„Nein — und dir gegenüber kann ich ja offen sein. Erstens, sie ist nicht vom Adel —“

„Aber sehr alte Hamburger Patrizierfamilie.“

„Du bist ja sehr gut unterrichtet! Also zu Nummer zwei. Wird es ihr auf dem Lande gefallen? Das Verpflanzen ist eine schwierige Sache, neue Lebensbedingungen schlagen selten gut an, ein ganzes Leben ist lang.“

„Wenn sie dich liebt?“

„Alter Junge, ich bin kein Brausekopf mehr. Erst wägen, dann wagen!“

„Bis du den Anschluß versäumt hast.“

„Lieber das, als unglücklich werden und noch jemanden mit sich reißen.“

„Ich fürchte, dein langer Badener Aufenthalt wird dir noch manches Kopfzerbrechen machen.“

„Wohl möglich.“

„Dann wird dir unsere Freundschaft helfen.“

„Mein guter Egon!“

Es war Zeit zum Zuge. Man stand auf. Scharf beobachtete der Freund den Heimkehrenden, dessen Gesicht ernst blieb, und er meinte, die leichten Krähenfüße in dessen Augenwinkeln hätten sich vertieft.

Sie sprachen auf der halbstündigen Fahrt nur wenig zusammen. Orpensdorf gab ja auf alle Fragen nur einsilbige Antworten.

„Also gute Nacht, Krusemark, du fährst hier zu einem anderen Loche hinaus. Grüße mir schön zu Hause.“

„Danke — laß dich bald mal sehen."

„Ich denke schon."

Sie stiegen vor der Station in ihre Jagdwagen ein.

„Na, Fritz, alles wohlauf?" fragte Orpensdorf seinen Kutscher.

Die Freude glänzte dem Burschen vom Gesicht. „Jawoll, Herr Rittmeister, alles in schönster Ordnung in Orpensdorf!"

„Dann fahr zu, das große Gepäck kann morgen der Milchwagen mitnehmen."

Die Füchse zogen an, in scharfem Trabe ging es über das holperige Osterburger Pflaster, dann auf der Landstraße bis Natterheide.

Der Vollmond stand am Himmel, das Gefährt bog ab auf den Verbindungsweg nach Orpensdorf. Das weiße Kirchlein, in dem seine Väter zum letzten Schlafe ruhten, blickte aus den dunklen Bäumen hervor, die Esse seiner Brennerei ragte wie ein Zeigefinger gegen den klaren Sternenhimmel, rechts davon, versteckt unter hundertjährigen Kastanien, Fichten und Linden, lag das Herrenhaus. Über den mit Bohlen belegten Grenzgraben ratterte der Wagen. Zu beiden Seiten des Weges dehnten sich seine Felder aus. Zum Teil war die Frucht schon geborgen, der Roggenschnitt beendet, der Weizen reif zur Ernte.

Der Weg machte einen Bogen, nun ging's die stille, mit Kastanien bepflanzte breite Dorfstraße entlang. Durchs Hoftor, das von einem Turme, der als Taubenschlag diente, gekrönt war, fuhr der Kutscher in elegantem Bogen vor der Freitreppe vor.

„Guten Abend, Herr Rittmeister!"

Der Inspektor Schröder, ein Mann Mitte der Vierziger, und Köhler, der alte Hofverwalter, begrüßten ihren Herrn.

„Guten Abend! Gut gewirtschaftet?“

„Jawohl, Herr Rittmeister!“

„Na, Köhler, legen Sie sich nur aufs Ohr, der jüngste sind Sie nicht mehr. Ich danke Ihnen für Ihren Willkommgruß. — Sie, Schröder, kommen, bitte, noch einen Sprung mit herein.“

Zufrieden trollte der Hofverwalter weg, der Inspektor folgte seinem Herrn, der oben an der Türe mit einem Knicks von der alten Wirtschafterin, der Wendschuchen, begrüßt wurde.

„Herr Rittmeister, das Essen wartet.“

„Wenn ich noch essen soll, müssen Sie mithalten, Schröder.“

Der schmunzelte. Aufs Essen legte er zwar weniger Wert, desto mehr aber aufs Trinken.

„Also keinerlei Unannehmlichkeiten vorgekommen? Nur raus mit der Sprache, wenn Sie mir vielleicht in Baden-Baden die gute Laune nicht verderben wollten!“

„Nichts, Herr Rittmeister! Der Roggen ist prächtig herein, das Obst hat freilich gelitten, und die Kartoffeln werden auch nur mittel sein.“

„Alles wird nie gut. Das Vieh ist gesund?“

„Ein paar Kleinigkeiten nur — ein Zugochse hat sich verletzt, eine Zuchtsau ist vorgestern eingegangen, allzuviel war sie nicht mehr wert.“

„Und die Arbeiter?“

„Tun ihre Schuldigkeit. Ohne Rüffel kommt man natürlich nicht durch.“

„Sie mögen ja recht haben, Schröder. — Schenken Sie sich nur ein, der leichte Mosel tut Ihnen nichts.“

„Ja, Herr Rittmeister, da haben wir noch so 'n Zuwachs bekommen. Wollte ihn nicht nehmen, aber sein Vater, der alte Seibert, hat mich so gebeten, und da hab' ich gemeint, sein Jüngster könnte so lange hier

bleiben, bis der Herr zurück ist. Der Alte trägt mit solchem Stolze das Allgemeine Ehrenzeichen und ist schon beim seligen Herrn Major so gut angeschrieben gewesen, da wollte ich ihn nicht kränken."

„Sie haben recht getan. Arbeitet der Junge fleißig?"

„Fleißig und geschickt. Aber — ich kenne ihn — den Winter, wenn's wenig Arbeit gibt, wird er sich hier mit durchfressen, und im Frühjahre, wenn die Arbeit drängt, geht er durch."

„Vielleicht wird er ruhiger."

„Der nicht, Herr Rittmeister, der nicht! Gesessen hat er auch ein paarmal wegen Landstreicherei und Betteln —"

„Schröder, er kam um Arbeit zu suchen heraus aus der Großstadt; er hat als Schuster gelernt, will zeigen, daß er sich gebessert hat. Möchten Sie, er stände in dunkler Nacht zwischen Natterheide und Orpensdorf und getraue sich nicht herein?"

Der Inspektor rutschte auf seinem Stuhl unruhig hin und her. „Freilich nicht. Aber die anderen Arbeiter —"

„Keiner soll ihn schmähen, keiner ihn schelten, sonst bekommt man's mit mir zu tun! Die starken Stämme bedürfen der Stütze nicht, das machen Sie den Leuten nur recht deutlich."

„Sie haben alle so oft gefragt, ob der Herr Rittmeister nicht bald wieder nach Hause käme."

Orpensdorf stand auf und warf die Serviette auf den Tisch. „Haben sie das?"

„Jawohl, wir waren damals ja alle bange, Herr Rittmeister würden das Gut verpachten und weiter dienen."

„Hier habe ich zu dienen, hierher hat mich das Schicksal gestellt. Und nun gute Nacht, Schröder!"

Da strahlten die Augen des Inspektors. Fest drückte er die ihm gereichte Hand und ging.

Als sich hinter ihm die Tür geschlossen, reckte sich Karl Ehrenreich hoch auf. Ob der gute Schröder wußte, was für ein Lob er seinem Herrn gezollt? Orpensdorf hatte keine Scherereien mit kontraktbrüchigen Arbeitern, seine Gesindewohnungen waren in gutem Zustande, das Deputat reichlich, und er konnte doch ganz gut bestehen, denn er hatte das nötige Betriebskapital zur Verfügung. Er ärgerte sich immer, wenn seine Berufsgenossen über die Leutenot schimpften, denn sie kamen zum guten Teile nur deshalb nicht vorwärts, weil sie hohe Hypothekenzinsen zu zahlen hatten und über wenig Geldmittel verfügten. Welches Geschäft soll aber gedeihen ohne die nötigen Barmittel?

Er nahm seinen Jagdhut und ging durch die Ställe. Sauberkeit herrschte überall, der Futterzustand des Viehes war gut. Er nickte zufrieden. Dann betrat er den Herrschaftsstall, die Pferde lagen und schliefen, selbst die Füchse schon, denn der Kutscher war die zwölf Kilometer von Osterburg her scharf gefahren.

Bei seinem Reitpferde, das er von der Truppe mitgebracht, blieb er stehen. „Sentor!“ Die Stute hob den Kopf, sah mit den großen Augen ihren Herrn an, dann ging sie mit Donnergepolter hoch. Rechts und links klirrten die Halfterketten.

Er ging durch eine Pforte hinaus in den Park, der im Schlummer lag, kein Blättchen rührte sich, der Vollmond schien in den Teich. Er setzte sich auf eine Bank und atmete ein paarmal tief auf. Das machte ihn ruhiger. Nun mochte das Schicksal seinen Lauf nehmen, er war kugelfest, mochte es stürmen, auf das Pflaster des Lebens ließ er sich nicht werfen.

Es gab in den nächsten Tagen viel zu tun, das Wetter fing an unbeständig zu werden, der Weizen mußte herein. Da sah er, wie er sich auf seine Leute verlassen konnte, denn sie arbeiteten, daß ihnen der Schweiß in Strömen am Leibe herunterlief, und einer der fleißigsten war der junge Seibert. —

Der Sonntag kam, still lag der Wirtschaftshof da, wie ausgestorben, nur drüben am Fenster saß der alte Hofmeier mit der Pfeife auf der Bank vor dem hochgezogenen Weinstock, dessen Früchte nie reiften.

Da eilten Karl Ehrenreichs Gedanken nach Baden-Baden. Sie hatten es täglich, fast stündlich getan, aber zum ruhigen Denken über Dinge, die die Wirtschaft nicht betrafen, war er noch nicht wieder gekommen.

Die stillen Sonntage auf dem Lande allein! Eine rechte Erholung waren sie eigentlich nicht, und bei den Nachbarn herumzufahren, war auch nicht nach seinem Geschmack. Höchstens zu Egon Krusemark. Aber immer konnte er dem auch nicht auf dem Halse liegen, er hatte Weib und Kinder, war pflichttreu wie er. Manchmal hatte sich schon ein Gefühl in seine Brust geschlichen, wenn er drüben in Krusemark das Glück sah, fast war es Neid; er wünschte sich einen häuslichen Frieden, aber — Karl Ehrenreich Orpensdorf war ein Grübler. Er faßte nicht zu mit beiden Händen. Wenn er glaubte, die Rechte gefunden zu haben, ging die Rechnung nie restlos auf.

Aber nun glaubte er, er habe bestimmt die Rechte gefunden, wenn sie Gefallen am Landleben finden könne. Immer das „wenn"! Er machte eine ärgerliche Handbewegung und setzte sich an den Schreibtisch.

Plötzlich umspielte ein Lächeln seinen Mund, er, der gerade Junker, wollte einmal Diplomat sein. Was die Liebe nicht alles fertig brachte!

„Verehrtes gnädiges Fräulein!

Gar schnell mache ich von dem mir gewährten Rechte Gebrauch, Ihnen zu schreiben. Und ich glaube fast, ich hätte es noch früher getan, wenn mich meine Arbeit nicht abgehalten hätte und die Ungewißheit, ob Sie noch in Baden-Baden oder schon nach der Perle Thüringens, dem schönen Schwarzburg, übergesiedelt seien. Ich denke, die würzige Wald- und Höhenluft wird Ihren Eltern wie Ihnen nach den Anstrengungen der Kur recht gut tun, die wir alle ja so gewissenhaft durchgeführt haben.

Der Fahrplan hat mich nun überzeugt, daß Sie den Rückweg nach Hamburg über Stendal nehmen werden, wenn nicht ein Besuch Berlins in Ihrem Reiseplan vorgesehen ist, und da möchte ich die unbescheidene Bitte aussprechen, die Herrschaften möchten für ein paar Tage unter meinem bescheidenen Dache ihr Quartier aufschlagen. Die Hauptarbeit ist beendet, ich stehe ganz zur Verfügung und denke, ich werde auch in unserer einsamen Gegend für Zerstreuung sorgen können.

Seien Sie, bitte, bei Ihren Eltern, denen Sie mich angelegentlichst empfehlen wollen, ein guter Fürsprecher. Dazu gehört allerdings, daß Sie selbst ein wenig Lust haben, mein stilles Heim kennen zu lernen.

Mich aber werden Sie jederzeit finden als Ihren dankbar ergebenen

Karl Ehrenreich Orpensdorf."

Dann nahm er einen Briefumschlag zur Hand und schrieb in großen, starken Buchstaben: „Fräulein Elfriede Wilten in Schwarzburg, Thüringen. Gasthof zum weißen Hirschen."

Und nun hatte er keine Ruhe mehr, er ließ anspannen, fuhr nach Osterburg und steckte den Brief selbst in den

Postkasten. Im Schritt ging es dann wieder heim, heute gab's ja nichts zu versäumen. Er besah sich die Felder, fragte Bauern, die er näher kannte, nach diesem und jenem und bekam freundliche Antworten. Ja, der Orpensdorfer, das war ihr Mann! Das war einer von den Zuverlässigen, auf den konnte man zählen. Vor kurzem war er in den Kreistag gewählt worden. Es haperte in der Altmark mit den Straßen, und Orpensdorf hatte auch keine, da war's gut, sie schickten einen redegewandten Herrn in die Kreisvertretung, der am eigenen Leibe spürte, wie's zuging, wenn in der nassen Zeit die einfachen Verbindungswege „bodenlos" sind.

Als er nach Hause kam, meldete ihm der Diener: „Herr v. Krumke hat sich telephonisch für acht Uhr angemeldet. Frau Wendschuch hat die nötigen Vorbereitungen mit mir bereits getroffen."

Da lachte Orpensdorf. „Na, dann ist's ja gut!" Die beiden wußten schon, dieser Besuch blieb lange, trank viel und gab anständige Trinkgelder.

„Hallo, sieht man dich mal wieder, Orpensdorf! Scheinst ja schöne Sachen anzurichten!"

„Bin ich denn ein bunter Hund, der sich nicht für 'ne halbe Stunde aus dem Kreise entfernen kann, ohne daß man über ihn redet?"

„Du weißt doch — Land und Klatsch! Mich haben sie auch schon ein dutzendmal verlobt gesagt, und ich laufe immer noch sehr fidel ‚ohne Anhang' durch Gottes schöne Wunderwelt."

„So beruhige dich also auch über mich, Krumke."

„Werd' ich! Was macht die alte Wendschuchen? Laß mich mal in die Küche gehen, ein paar Töne mit

ihr reden, hab' Sehnsucht nach ihrer guten Hummermayonnaise."

Orpensdorf lachte. Krumke ging hinaus, er tat, als ob er hier zu Hause sei. Er war ein guter Kerl, biederer Krautjunker, groß und dick für seine achtundvierzig Jahre und ein Lebenskünstler erster Klasse, überall fand er die besten Seiten heraus.

Um ein Uhr nachts wurde er verladen. Orpensdorf schärfte dem Kutscher ein, gleich nach Hause zu fahren. Aber er kannte schon den guten Krumke. Wenn der unterwegs aufwachte, gab er Befehl, noch Osterburg einen Besuch abzustatten; hatte der Löwenwirt schon zugemacht, trommelte er ihn heraus.

Am Mittwoch brachte der Postbote einen Brief von Schwarzburg.

„Geehrter Herr v. Orpensdorf!

Wir danken für Ihren Brief und die freundliche Einladung. Meinem Vater bekommt das Klima hier gar nicht, so wunderhübsch Schwarzburg auch ist. Außerdem rufen ihn seine Geschäfte nach Hause. Wenn Sie uns nicht sofort abschreiben, kommen wir Montag nachmittag halb fünf Uhr in Osterburg an und bleiben zwei, vielleicht auch drei Tage. Der reine Überfall — nicht wahr? Warum sind Sie so leichtsinnig und fordern das Schicksal heraus!

Von uns allen die herzlichsten Grüße. Wir freuen uns sehr, Sie wiederzusehen, besonders Ihre

Elfriede Wilten."

Orpensdorf faltete den Brief zusammen.

„Frau Wendschuch!"

„Herr Rittmeister — Herr Rittmeister!"

Ihr Herr schrie ja, als habe er ein ganzes Regi-

ment Gardeulanen vor sich. So schnell die alten Füße den starken Körper tragen konnten, kam sie gelaufen.

„Wir müssen schleunigst alle Gastzimmer instand setzen."

„Kommt denn Einquartierung? Wir hatten doch erst voriges Jahr welche."

Er lachte. „Ja, wir bekommen Einquartierung: ein Herr, zwei Damen und eine Kammerzofe."

Da klopfte die alte Wendschuchen sehr energisch mit dem Küchenlöffel an ihre Schürze, sah ihren Herrn von der Seite an. Sie roch den Braten. Die Leute hatten also doch nicht nur gequasselt!

Der Kutscher hatte die neue Livree an, den Füchsen war das gute Geschirr aufgelegt, der Landauer im letzten Augenblick unter Orpendorfs Augen noch einmal blank geputzt worden.

Nun ging Karl Ehrenreich mit großen Schritten auf dem Osterburger Bahnsteig auf und ab. Jetzt fiel die Entscheidung, und er war wahrlich nicht der Mann, der sie leicht genommen hätte.

Pünktlich lief der Zug ein, am offenen Fenster stand Elfriede Wilten, groß und schlank gewachsen, mit vollen, roten Lippen und strahlenden, blauen Augen. Er riß die Türe auf, sobald der Zug hielt. „Willkommen in meiner Heimat!"

Leichtfüßig sprang das junge Mädchen aus dem Abteil und lachte. „Da wären wir!"

Orpensdorf war Herrn und Frau Wilten, nachdem er sie begrüßt, beim Aussteigen behilflich.

„Schwarzburg leider nicht gut bekommen?" fragte er.

Der Senator richtete sich auf, fast überragte er

Orpensdorf. „Leider gar nicht gut. Ich habe nicht schlafen können.“

„O, das bedaure ich! — Ihnen aber, gnädige Frau, geht es vortrefflich?“

„So gut, wie es einer Frau gehen kann, die ihren Mann leiden sieht.“

„Wenn Ihr Herr Gemahl erst seine gewohnte Tätigkeit wieder aufgenommen hat, wird sich auch der Schlaf wieder einstellen.“

„Das hoffen wir.“

Orpensdorf reichte Frau Wilten den Arm und führte sie zum Wagen.

Der Senator mußte sich schwer auf seinen Stock stützen, aber er hielt sich aufrecht. Viel eher hätte man ihn für einen alten Soldaten als für einen Großkaufmann gehalten. Ein kleiner, aufwärts gedrehter, weißer Schnurrbart zierte seine Oberlippe, das graue Auge blickte ruhig und selbstbewußt in die Welt, das breite, etwas vorstehende Kinn verriet Energie. Frau Wilten war mittelgroß, kräftig, das braune Haar leicht ergraut, das Gesicht lang, die Züge edel, rassig, die Nase leicht gebogen, die Augen von brauner Farbe. Sie entstammte einer alten Bremer Patrizierfamilie.

Der Kutscher salutierte mit der Peitsche, während Karl Ehrenreich den Herrschaften beim Einsteigen behilflich war. Elfriede war zu den Füchsen gegangen und gab ihnen Zucker.

„Den habe ich mir vom Munde abgespart, Herr v. Orpensdorf.“

„Das hätten Sie nicht tun sollen, gnädiges Fräulein.“

Ihre blauen Augen lachten ihn an. „Sie sehen, zu welchen Opfern ich fähig bin.“

„Nun steig endlich ein, Elfriede!“

„Ich komme schon, aber ich setze mich auf den Rücksitz.

Keine unangebrachte Galanterie, Papa! Du bist Patient."

Im Nu war sie im Wagen. Orpensdorf setzte sich neben sie, die Pferde zogen an. Bald war man zum Städtchen hinaus.

„Also das hier ist die Altmark — das Herz Preußens, wie Sie so stolz sagen, Herr v. Orpensdorf!"

„Und mit Recht, denn von hier aus traten die Hohenzollern ihren Siegeszug an, nachdem sie die störrischen Rochows — da hinter dem Walde liegt der Ort, heute heißt er Rochau — und wie die anderen alle hießen, gebändigt hatten."

„Waren auch die Orpensdorfer gegen sie?"

„Gewiß, und das konnte man ihnen nicht verdenken. Der Adel saß hier frei und unbeschränkt, nur in loser Fühlung mit dem Reich, da hatte er sich stolz entwickelt und wollte seine erkämpften Rechte sich nicht beschneiden lassen. Und als wir unseren Frieden mit den Hohenzollern gemacht, da haben wir auch auf Hunderten von Schlachtfeldern unsere Treue mit altmärkischem Blute besiegelt."

„Sie haben noch mehr Verwandte hier in der Gegend?" fragte Frau Wilten.

„Im Genthiner Kreise, bei Schönhausen, dem Bismarckschen Gut. Mir gehört der Ahnensitz."

„Also sehr alt — das Schloß?"

„Nein, Herr Senator. Schloß kann man es überhaupt nicht nennen. Ein Herrenhaus, erbaut vor reichlich hundert Jahren auf alten Kellergewölben, die die Schweden im Dreißigjährigen Kriege nicht zerstören konnten."

„Eine geschichtlich reiche Gegend."

„Jede unseres Vaterlandes ist es wohl, denn wir Deutschen waren doch nie einig, die Fremden tru-

gen ja mit Vorliebe ihre Streitigkeiten in unseren Gauen aus."

Man fuhr an Feldern vorbei, auf denen die Leute bei der Arbeit waren.

„Die Dörfer machen einen wohlhabenden Eindruck," meinte der Senator.

„Es geht den Leuten auch ganz gut, die Arbeit bringt ihren Lohn. Sie sind aber nicht so still, wie es in anderen Gegenden die Bauern sind, ganz gewaltige Hitzköpfe gibt es unter ihnen."

„Sind Sie auch einer?" fragte Elfriede neckisch.

„Ich glaube nicht. Im Gegenteil, auf mir lastet die ruhige Stimmung meiner altmärkischen Heimat."

Sie ließ die Blicke über das Land gleiten, die weite Ebene wurde von einzelnen Waldstücken unterbrochen, Dörfer ragten heraus, umschattet von alten Bäumen, ein paar Windmühlen an jeder Ortschaft; in der Ferne schloß ein leichter Höhenzug das Bild ab.

Nachdenklich sagte das junge Mädchen: „Jetzt verstehe ich Sie."

Da wandte er ihr den Kopf zu. Wie schön sie war, wie zart die Haut, wie voll ihr goldblondes Haar! Sein Herz schlug schneller.

„Wir sind alle Produkte unserer Mutter Erde, sie prägt uns ihren Stempel auf. Bedenken Sie — seit mehr als sechshundert Jahren sitzen wir nachweislich hier auf unserer Scholle."

„Das macht Sie stolz?"

„Und froh. Ich glaube, müßte ich sie für immer verlassen, es wäre mein Tod. — Und nun nochmals herzlich willkommen in Orpensdorf! Hier beginnen meine Felder."

Er sagte es so treuherzig, daß ihm der nüchterne Senator Wilten warm die Hand schüttelte.

„Aus Ihren Worten spricht Zufriedenheit, das schönste Gut auf Erden."

Mit Nachdruck erwiderte Karl Ehrenreich: „Ich will nicht mehr, wie hier als Deutscher und als Christ meines Amtes walten."

„Wer die Grenzen erkennt, den flieht die Enttäuschung."

„Ich werde mir Ihre Worte merken, Herr Senator."

Der Wagen hielt vor dem Hause.

Beim Eintritt in die kühle Diele stieß Elfriede einen Ruf der Überraschung aus.

„Der Väter Hausrat, gnädiges Fräulein."

„Und da oben Ihr Wappen! Wie heißt der Spruch?"

„Denn slage man mit Keullen tot, der nicht beffolgt der Ehr Gebott!"

„Drastisch — die alte Schreibweise, aber wahr!"

„Wie wir Orpensdorfer alle sind, gnädiges Fräulein."

Frau Wilten hatte die Lorgnette an die Augen geführt. Sie war etwas enttäuscht. Erst über die „langweilige" Gegend und dann über das „Schloß". Das war ja weiter nichts wie ein altes, langgestrecktes, einstöckiges graues Haus und dieser Hof mit dem riesigen Misthaufen und den vielen Ställen — entsetzlich!

Karl Ehrenreich führte die Herrschaften in den Speisesaal.

„Auf das Gepäck müssen wir noch eine halbe Stunde warten. Verbringen wir die Zeit bei einer Tasse Tee."

Die Flügel der Verandatür standen offen, der Park mit den alten Bäumen, der Teich in der Mitte, auf der zwei Schwäne langsam dahinzogen, bot einen prächtigen Anblick.

„Hier läßt sich's schon leben, mein lieber Herr v. Orpensdorf," meinte der Senator. „Das reine Gemälde!"

„Nicht wahr? Im Frühjahr ist's noch schöner. Freilich im Winter liegt alles tot und stumm unter der Schneedecke.“

„Stimmt Sie das nicht melancholisch?“ fragte Frau Wilten.

„Nein, gnädige Frau, meiner Väter Land ist immer schön.“

„Ja, Sie sind beneidenswert,“ sagte Herr Wilten. „Wären meine beiden Söhne zehn Jahre älter, ich glaube, ich kaufte mich auch noch an.“

„Sie sollten es tun.“

Da sah der Senator seine Frau an und lächelte. „Nein, das wird nicht möglich sein.“

Elfriede lehnte an der Tür und blickte mit glänzenden Augen hinaus in den Park. Ihre Brust hob und senkte sich, der Mund war leicht geöffnet, die weißen Zähne blitzten.

„Nun, gnädiges Fräulein?“

Sie sah ihn an und antwortete mit leiser Stimme: „Es ist so schön hier.“

Die Gastzimmer lagen nach dem Parke zu im oberen Stockwerke. Elfriede war zeitig munter geworden. Es war sechs, vor acht Uhr standen ihre Eltern nicht auf. Die Sonne lockte zu einem Gange ins Freie, und — er würde wohl auch schon bei der Arbeit sein.

Sie ging durch den Park, dann durch die Ställe. Da hörte sie Hufschlag und seine Stimme, diese volle, energische Stimme. Auf seinem hohen Braunen kam er durchs Tor auf den Hof geritten in leichter Sommerjoppe, eine weiße Schirmmütze auf dem Kopf, die das gesunde Braun seines Gesichts noch schärfer zur Geltung brachte.

„Guten Morgen, Herr v. Orpensdorf!"

„Schon auf?"

„Heute ist's ja so herrlich!"

Er war zu ihr herangeritten. Sie schüttelten sich die Hände und sahen sich in die Augen. Sie mußte den Blick senken, verlegen klopfte sie den Hals der Stute.

„Darf ich Ihr Führer sein?"

„Gern, Herr v. Orpensdorf!"

Er schwang sich aus dem Sattel und schlug das Pferd leicht auf die Kruppe. Da lief es allein nach dem Stalle.

Sie gingen zusammen durch die Wirtschaftsräume. Er erklärte, sie hörte zu und richtete dann und wann eine Frage an ihn, die ihr Interesse zeigte.

„Später fahren wir mit Ihren Eltern über die Felder. — Haben Sie noch Lust, einen Gang durch den Park mit mir zu machen?"

„Natürlich."

Im Gemüsegarten naschte sie von dem reifen Beerenobst. Er brach ihr Blumen. Unter einer mächtigen Kastanie am Teiche deckte der Diener den Frühstückstisch.

„Wie herrlich ist es hier!" rief sie wieder.

„Also meine Heimat gefällt Ihnen, Elfriede?"

Es war das erste Mal, daß er sie beim Vornamen nannte.

Sie sah auf die Blumen in ihrer Hand und nickte. Dann schlug sie den Blick voll zu ihm auf.

Und er, der energische Mann, verstand sie und fragte doch nicht weiter.

Da traten ihre Eltern auf die Veranda heraus.

„Ich hoffe, die Herrschaften haben gut geschlafen," rief er hinauf.

„Brillant, Herr v. Orpensdorf.“

„Dann müssen Sie mir schnell versprechen, ein paar Tage länger zu bleiben, schon um meinen guten Freund Krusemark und seine reizende Frau kennen zu lernen.“

„Wenn wir Ihnen nicht lästig fallen — ich wär's imstande.“

„Sie bereiten einem einsamen Manne eine große Freude.“

Die Damen hatten sich zurückgezogen, Karl Ehrenreich saß mit dem Senator noch bei einer Zigarre in seinem Arbeitszimmer.

„Herr v. Orpensdorf, Sie sind ein Mann, mit dem man ehrlich reden kann. Ich halte es nach dem, was ich bemerkt zu haben glaube, einfach für meine Pflicht, Ihnen reinen Wein einzuschenken. Meine Tochter hat eine Affäre hinter sich, eine böse Affäre sogar nach der Ansicht unserer Kreise!“

„Ihre Tochter?“

„Ja — meine Tochter! Fünf Jahre ist es her. Sie war noch ein Ding von siebzehn Jahren, da verliebte sie sich in den Sohn eines Hamburger Freundes von mir. Ein hübscher, genialer Junge war's, aber bodenlos leichtsinnig. Sie tanzten viel zusammen, spielten Tennis, und es hatten sich bald Fäden hinüber- und herübergesponnen. Da kam's ans Tageslicht, daß der junge Mann einen ganzen Sack voll Schulden hatte. Er wurde über das große Wasser geschickt. Meine Frau entdeckte gerade damals eine Menge Briefe, die meine Tochter mit ihm gewechselt hatte. Elfriede wurde jeder weitere schriftliche Verkehr verboten, sie weigerte sich aber und erklärte in aller Gemütsruhe, sie werde nun und nimmermehr von dem jungen Manne lassen und bekäme Nachrichten von ihm aus zuverlässiger Hand.

Wir haben gebeten, wir haben gedroht — es hat alles nichts genützt. ‚Er hat mein Wort, ich das seine — wir halten, was wir versprochen,‘ war ihre beständige Antwort. Fünf Jahre haben sie nicht wankend gemacht, bis — na, gerade heraus, Herr v. Orpensdorf, bis Sie unsere Pfade gekreuzt haben. Und nun kommt das Traurigste. Ich habe Nachricht, daß der Sohn meines Freundes seit kurzem nach Deutschland zurückgekehrt ist. Ich sagte Ihnen schon, er ist genial, singt gut, zeichnet vorzüglich, vor allem Karikaturen — wir haben uns manchmal die Tränen aus den Augen gelacht über seine Einfälle. Kommt noch eines hinzu: rücksichtslos ist er bis zur Verzweiflung, wenn er sein Ziel erreichen will.“

„Und Sie wissen nicht, wo er sich augenblicklich aufhält?“

„Keine Ahnung habe ich, Herr v. Orpensdorf, trotz aller Bemühungen war nichts Bestimmtes zu erfahren.“

Karl Ehrenreich stand auf und ging nachdenklich im Zimmer auf und ab.

„Ihr Fräulein Tochter weiß, daß der junge Herr wieder in Deutschland ist?“

„Wahrscheinlich. — Offen gestanden, ich habe nicht den Mut dazu, mit ihr darüber zu reden.“

„Sie soll es jedenfalls wissen! Sagen Sie es ihr, Herr Senator!“ stieß Karl Ehrenreich hart heraus.

„Wenn Sie meinen —“

„Ehrlichkeit gegen Ehrlichkeit! Ich halte die Sache nicht für schlimm, aber sie kann es werden.“

„Mich würde es gar nicht wundern, wenn er eines Tages hier vorführe.“

„Das wird er wohl bleiben lassen,“ erwiderte Orpensdorf.

„Ich sagte Ihnen doch schon — dem Menschen ist alles zuzutrauen.“

„Jedenfalls, Herr Senator, tut Ihrerseits ein Manneswort not. Ich aber danke Ihnen für Ihr Vertrauen. Sie haben es keinem Unwürdigen geschenkt.“

„Das weiß ich, Herr v. Orpensdorf.“

„Lieber Krusemark!

Bei mir ist Besuch eingekehrt. Komm doch am Freitag zum Nachmittag und Abend zu uns — natürlich mit deiner lieben Frau, der ich meine besten Empfehlungen zu Füßen lege. Orpensdorf.“

Ein Bote ritt mit der Einladung hinüber nach Krusemark, denn wieder einmal ging das Telephon nicht. Er brachte herzliche Grüße und die Zusage zurück.

Elfriede zerkrümelte nachdenklich ein Stück Brot. Man saß beim zweiten Frühstück. Ihr Vater hatte gestern lange mit der Mutter gesprochen, und die hatte ihr Andeutungen gemacht.

Also Hinrich Steffens war wieder im Lande! Auf ihren letzten Brief hatte er nicht geantwortet, sondern sich aufs Schiff gesetzt und war heimwärts gefahren. Das imponierte ihr. Sie stellte Vergleiche zwischen ihm und ihrem Gastgeber an. Grundverschieden waren sie. Steffens übermütig, leichtsinnig, Orpensdorf ernst und gesetzt. Neulich im Parke hatte sie ihm das Sprechen wahrlich nicht schwer gemacht, aber er hatte das erlösende Wort nicht gefunden — wahrscheinlich hatte er von Hinrich Steffens gehört. Da wurde ihr bange. Neue Zweifel stiegen in ihr auf. War sie geschaffen zur Landedelfrau, die Sonntag für

Sonntag neben ihrem Gatten in der Kirche saß und zuhörte, wie der Herr Pastor deutsch mit den Bauern sprach? Oder eignete sie sich besser zur Frau eines Künstlers, der heute hier, morgen dort sang, dessen sprühender Witz und geistreicher Stift sich Freunde und Feinde schuf? Welche Gegensätze! Und doch wurde sie nicht mit sich einig.

„Ich möchte dich gern auf ein paar Worte sprechen, Elfriede," sagte ihr Vater und winkte sie in eine Ecke.

Sie fuhr zusammen und wurde rot. Orpensdorfs Blick lag fragend auf ihr.

„Hinrich Steffens ist nach Deutschland zurückgekehrt, mein Kind."

„Mama deutete es mir gestern an."

„Wo er sich aufhält, weißt du nicht?"

„Nein, Papa."

„Das ist mir lieb. Als ehrlicher Mann habe ich Orpensdorf klaren Wein eingeschenkt."

„Ich habe es bemerkt."

„Ich glaube, er würde trotzdem um dich freien, wenn er wüßte, die Vergangenheit sei tot in deinem Herzen."

„Auch das glaube ich."

„Ist sie tot?"

„Ich weiß es nicht, Papa."

„Du weißt es nicht?"

„Möchtest du, dein Kind würfe in wenigen Stunden über Bord, woran sein Herz jahrelang gehangen hat?"

„Hier handelt sich's um einen Würdigen und einen Unwürdigen."

„Nach deiner Ansicht. Es braucht nicht die meine zu sein. Reden wir ganz ruhig, Papa. Was hat Hinrich Steffens verbrochen? Er hat das Geld mit vollen Händen ausgegeben — ein Charakterfehler vielleicht in den

Augen eines strengen Kaufmanns. Aber er ist ein Künstler, er hängt nicht an der Scholle, am Geschäfte, sein Flug geht weiter."

„Du meinst, das sei ein Vorteil, Elfriede?"

„Wer vermag das heute zu sagen? Die Zukunft wird's lehren."

„Die bei ihm auf sehr unsicherem Boden steht."

„Das tut sie zweifellos. Sein Einsatz ist sein Leben. Er gewinnt viel oder verliert alles."

„Wenn du nüchtern denken könntest, würde dir die Wahl, die sich dir bietet, nicht schwer."

„In mir fließt auch meiner Mutter Blut."

„Was soll das heißen, Kind?"

„Glaubst du, sie hätte Genüge gefunden an der Seite eines Landjunkers, dem sein Stück Erdreich alles ist?"

Da wurde dem Senator Wilten die Antwort doch schwer. „Herr v. Orpensdorf hat auch noch andere Interessen, an dir würde es liegen, sie zu entwickeln."

„Ich kenne sie nicht und weiß nicht, ob ich mich jemals dazu eignen würde."

„Aber einen leichtsinnigen Künstler wähnst du zeit seines Lebens auf rechtem Pfade führen zu können?"

„Wüßte ich das, hätte ich keine Zweifel."

Der geschickte Geschäftsmann hatte den Punkt gefunden, an dem er den Hebel einsetzen mußte. „Steffens wird dein Unglück werden, er wird dich bald vernachlässigen, deine beständige Gegenwart lästig empfinden, nach menschlicher Voraussicht werden sich Kinder einstellen, sie hemmen naturgemäß seine und deine Bewegungsfreiheit. Das Ende — ein unglückliches Leben!"

Nachdenklich nickte Elfriede mit dem Kopfe. „Das habe ich mir in der letzten Zeit oft gesagt."

„Und dennoch kannst du dich nicht zu einem Entschlusse durchringen?“

„Er hat mein Wort, Papa! Und wenn er einst Bedeutendes leisten würde, zerstörte sein Ruhm meine Ruhe hier.“

Wilten machte eine unwillige Handbewegung. „Auf deine jugendlichen Bedenken laß mich eingehend antworten. Er hat dein Wort — sagst du. Das hört sich sehr schön an. Meinst du, Hinrich Steffens hat das seine in dieses Wortes edelster Bedeutung bis heute gehalten?“

„Ich weiß es nicht.“

„Und ich sage dir — keinesfalls! Ich kenne ihn zu gut, ihn reizt der Widerstand, den er bei deinen Eltern, in unseren Hamburger Kreisen findet. Führt er erst seine Beute heim — ich gebrauche dieses Wort absichtlich — wirst du ihm weiter nichts als ein amüsantes Spielzeug sein, das er von sich werfen wird, hat er's eine Zeitlang besessen.“

Da wirft Elfriede Wilten den schönen Kopf in den Nacken und erwidert erregt: „Das ist eine Annahme, den Beweis vermagst du nicht zu erbringen!“

„Meine Menschenkenntnis sagt mir es.“

„Du bist Partei.“

„Etwa du nicht? — Sieh mal, Kind, was hätte ich wohl davon, deinem Herzenswunsch im Wege zu stehen, wenn ich glauben könnte, es sei dein Glück? Deine beiden Brüder werden das Geschäft übernehmen. Sie werden dich mit Liebe aufnehmen, kämst du eines Tages gebrochen an Seele und Leib heim — das weiß ich ganz bestimmt. — Warum mied mich denn der Schlaf? Weil ich in Sorge bin um dich; deshalb gab ich so schnell meine Einwilligung, hierher zu fahren. Ich will dich geborgen wissen, denn ich habe Gründe zu glauben, meine Tage sind gezählt.“

„Vater!“

„Ja, ja, mein Kind. Du weißt auch, wir Hamburger Patrizier sind stolz, dünken uns nicht weniger als ein Landjunker. Aber Herr v. Orpensdorf ist ein Mann nach meinem Herzen, deshalb wünschte ich wohl, du ergriffst die Hand, die sich dir hier entgegenstreckt.“

Elfriede Wilten schwieg. Es zuckte in ihrem Gesicht.

Ihr Vater legte den Arm um ihre Schulter. „Ich werde mit ihm sprechen. Er wird dich nicht drängen, und wenn du willst, bleiben wir noch einige Tage hier.“

„Papa, ich will ehrlich sein. Ich hatte aus Baden-Baden Hinrich Steffens geschrieben, er möge mich freigeben, weil — nun du verstehst mich schon. Keine Antwort habe ich bekommen, er hat sich also meinethalben nach der Heimat aufgemacht. Erst muß ich mit ihm sprechen, dann sollst du meine klare Antwort hören.“

Die kommenden Tage waren nicht angenehm für Karl Ehrenreich. Er, den alle Welt hoch einschätzte, der überall offene Türen fand, in jeder Familie mit Freuden als Schwiegersohn willkommen geheißen worden wäre, er stand unter seinem eigenen Dache einer jungen Dame gegenüber, die ihm erst Hoffnungen gemacht hatte und nun in Zweifel geriet, ob sie ihn einem Menschen vorziehen sollte, der bis heute für minderwertig gehalten wurde. Das nahm ihm naturgemäß die Unbefangenheit, seine Höflichkeit gegen Elfriede hatte etwas Gesuchtes, denn scharf gab er acht auf sich, ob er nicht etwa zu weit ging, zu zutraulich wurde.

„Laß uns abreisen, Papa!“ sagte Elfriede.

„Wenn Herr und Frau v. Krusemark hier gewesen sind. Früher wäre unhöflich.“

„Sie kommen morgen. Also sagen wir übermorgen.“

„Ich werde mit Herrn v. Orpensdorf sprechen.“

Karl Ehrenreich fand kein Wort des Bedauerns, als ihm Herr Wilten seinen Entschluß mitteilte. „Unter den gegebenen Umständen sehe ich ein, daß es das beste ist,“ erklärte er.

Der Senator hatte nur stumm genickt und dem Gastgeber die Hand gedrückt.

Am nächsten Morgen — die Herrschaften frühstückten im Park — kam Frau Wendschuch gelaufen.

„Herr Rittmeister, Herr v. Krumke klingelte an!“ rief sie schon von weitem.

Er entschuldigte sich, stand auf und ging ins Haus ans Telephon.

„Hier Orpensdorf!“

„Habe gehört, du hättest Besuch und Krusemarks kämen zum Nachmittag und Abend zu dir.“

„Stimmt!“

„Du, deine Gäste muß ich mir unbedingt ansehen. Darf ich zum Abendbrot kommen?“

„Wenn es dir Vergnügen macht — selbstverständlich.“

„Aber ich hab' da seit vorgestern 'nen riesig netten Kerl bei mir — darf ich den mitbringen?“

„Meinetwegen.“

„Allerschönsten Dank und grüß mir die alte Wendschuchen!“

Orpensdorf kehrte zum Frühstückstisch zurück. „Mein Freund Krumke hat sich heute zum Abendessen angesagt. Er bringt auch noch einen Freund mit.“

„So ohne weiteres?“ fragte Frau Wilten.

„Gnädige Frau, wenn ich eingeladen würde, und die Herrschaften einverstanden wären, würde ich Sie eben auch mitnehmen.“

„Findest du das nicht ganz nett?“

Frau Wilten schob die Unterlippe vor. „Offen gestanden, lieber Mann, wir in Hamburg und Bremen täten das nicht.“

„Gnädige Frau, Sie vergessen, daß wir auf dem Lande sind. In der Großstadt lassen sich Antrittsbesuche leichter machen. Aber wenn Ihnen ein zu großer Kreis nicht angenehm ist, telephoniere ich gerne ab.“

„Aber Herr v. Orpensdorf, was denken Sie! Ich begreife ja — natürlich, ich kenne eben das Landleben gar nicht und wunderte mich nur über die weitgehende Gastfreundschaft.“

„Ich finde sie schön,“ warf Elfriede ein.

Am Nachmittage kamen Krusemarks. Orpensdorf empfing seine Gäste auf der Diele.

„Nein, wie ich gespannt bin, die Herrschaften kennen zu lernen!“ meinte Frau v. Krusemark, eine kleine, lebhafte Dame mit einem spitzen Näschen und zierlichem, schön geschwungenem Munde. Dabei ordnete sie sich vor dem Spiegel das durch die Wagenfahrt etwas zerzauste dunkelblonde Haar.

Egon sah seinen Freund prüfend von der Seite an. Er war mit seiner Musterung durchaus nicht zufrieden. Karl Ehrenreich machte einen nervösen Eindruck, sein Blick vermied den des Freundes. Er faßte ihn unterm Arm. „Alles scheint nicht in Ordnung zu sein?“

„Du hast recht. Im übrigen bildet euch nur selbst ein Urteil über die Herrschaften, und haltet mir gegenüber mit der Wahrheit dann nicht hinter dem Berge.“

Frau v. Krusemark lachte und sagte zu ihrem Manne: „Du kennst doch unsern Freund. Dem hat irgend eine

Kleinigkeit nicht gepaßt, und nun verfällt er wieder einmal in seine Grübeleien."

Krusemark antwortete seiner Frau nicht, Karl Ehrenreich mußte seines Erachtens eine große Enttäuschung erlitten haben.

Sehr herzlich begrüßten Krusemarks Wiltens. Der Senator war reizend. Seine Frau gebrauchte sehr oft die Lorgnette und antwortete nachlässig, als sei sie nicht ganz bei der Sache. Elfriede blieb still, denn sie ärgerte sich über ihre Mutter.

Orpensdorfs Stimmung wurde dadurch nicht besser. Daß auch gerade heute der burschikose Krumke kommen mußte! Der würde den denkbar ungünstigsten Eindruck auf Frau Wilten machen.

Krusemark schien ähnliche Gedanken zu haben, denn er fragte: „Wen bringt eigentlich der Krumke mit? Er telephonierte mir, daß er heute abend bei dir sei mit einem Freunde."

„Keinen Schimmer habe ich."

Egon Krusemark lachte und wendete sich an Frau Wilten. „Gnädige Frau, Sie werden ein Original kennen lernen. Ein durch und durch anständiger Kerl, etwas drastisch von Manieren, aber in jeder Lebenslage zuverlässig bis ins Mark. Wo er helfen kann, da ist er zur Stelle. Er schließt sich gern und herzlich an die Menschen an, freilich seine kleinen Fehler muß man mit in den Kauf nehmen, er nimmt nicht gern ein Blatt vor den Mund."

„Ich kenne solche Herren allerdings nicht, aber ich gestehe, ich bin auf Herrn v. Krumke sehr gespannt."

Frau v. Krusemark forderte Elfriede zu einem Gange durch den Park auf.

„Nun, wie gefällt Ihnen unsere Altmark?“ fragte sie nach einer Weile.

„Ganz gut. Ich bin noch so wenig auf dem Lande gewesen, Mama fand an der Einsamkeit nie Gefallen.“

„O, so einsam ist's bei uns nicht! — Und Sie selbst? Könnten Sie sich daran gewöhnen, auf dem Lande zu leben?“

„Das läßt sich schwer beurteilen nach einem so kurzen Aufenthalt.“

„Begreiflich. — Für eine verwöhnte junge Dame kommen natürlich eine Menge andere Umstände noch in Frage.“

Da blieb Elfriede stehen, sah Frau v. Krusemark fest in die Augen und sagte: „Ich bitte herzlich, versuchen Sie nicht mehr aus meinen Worten herauszuhören, als ich sagen möchte. Sie könnten leicht aus meinen Antworten falsche Schlüsse ziehen, und das möchte ich unter allen Umständen vermeiden.“

Frau v. Krusemark reichte ihr treuherzig die Hand. „Sie haben einen Kummer. Ich achte selbstverständlich Ihren Wunsch, möchte Sie aber bitten, trotz der Kürze der Zeit, die wir uns kennen, mich als Ihre Freundin zu betrachten. Vielleicht erinnern Sie sich der Stunde, wenn Sie einmal nicht weiter wissen.“

Da unterdrückte das junge Mädchen mit Mühe ein Schluchzen.

Frau v. Krusemark ging noch lange mit ihr im Parke spazieren und versuchte sie durch harmlose Gespräche aufzuheitern.

„Immer noch nicht fertig, Mann mit dem schönen Vornamen Hinrich?“

„Gleich, Herr v. Krumke, gleich!“

„Na, 's wird auch Zeit!“

Krumke stand im Zimmer seines Gastes, der sich sein glattrasiertes Gesicht mit einer duftenden Essenz abrieb.

„Mensch, Sie stinken ja wie ein Moschusochse!“

„Was haben Sie sonst noch an mir auszusetzen?“ lautete die lachend gestellte Frage.

„Nun, ich ließe mir an Ihrer Stelle einen Schnurrbart stehen. Ihr Gesichtserker ist nämlich reichlich groß.“

„Geht nicht wegen meines Berufes.“

„Stört denn die Manneszierde bei der Gröhlerei?“

„Oft werde ich in Rollen auftreten müssen, in denen ich keinen Schnurrbart tragen darf.“

„Was wollen Sie bloß auf der Bühne?“

„Aufregungen erleben, mein lieber Herr v. Krumke, — Abenteuer!“

„Sie sind verrückt! Wenn Sie ohne Krach nicht leben können, findet sich doch auch noch anderweitig Gelegenheit dazu.“

„Weiß ich. Werden sich persönlich davon überzeugen können — sogar bald!“

„Was Sie nicht sagen! — Herr, mir soll's recht sein! — Fahren Sie nur endlich in Ihren Rock, es wird allerhöchste Eisenbahn!“

Ruhig blickte der Künstler seinen Gastfreund an. Hinrich Steffens war hoch und hager, das Gesicht von bleicher Farbe, Haar und Augen braun, der Mund reichlich groß. „Herr v. Krumke, es ist eine eigene Sache um den Zufall. In Berlin mußten Sie mit mir Zimmer an Zimmer wohnen. Sie selbst suchten meine Bekanntschaft — nicht ich!“

„Was soll denn das heißen, Mann der Lieder und Gesänge? Quatschen Sie doch kein Blech!“

„Sie werden noch heute einsehen, daß ich kein — Blech geredet habe.“

Krumke packte ihn am Arm. „Nu aber los!“

Auf der Fahrt war Steffens sehr still, er saß zurückgelehnt mit ernstem Gesicht im Wagen und antwortete auf Krumkes Fragen nur einsilbig.

„Hören Sie, wenn Sie sich auch in Orpensdorf wie 'ne Trauerlampe benehmen, kann ich mit Ihnen keinen Staat machen!“

„Sie werden sich über mich wundern.“

„Hoffentlich! Mitunter sind Sie ja ein ganz passabler Kerl.“

„Ich danke für das Kompliment!“

Um Steffens Lippen lag ein höhnischer Zug.

„Es ist gleich acht Uhr. Krumke kommt mit seinem Gaste zum Abendbrot,“ sagte Orpensdorf. „Wir können uns einstweilen setzen.“

Kaum hatten sie Platz genommen, trat Krumke mit Hinrich Steffens in die Verandatür.

Wilten sprang auf. Seine Frau ließ sprachlos die Lorgnette sinken, Elfriede saß zitternd und bleich auf ihrem Stuhle.

Da wußte Karl Ehrenreich v. Orpensdorf, wer der Gast seines Freundes war.

Elfriede erhob sich, aber sie konnte keinen Schritt gehen, ihre Hand umkrampfte die Stuhllehne.

Scharf rief ihr die Mutter zu: „Setz dich!“

Krumke lachte über sein ganzes, volles Gesicht. „Lieber Karl Ehrenreich, ich stelle dir meine neueste Bekanntschaft vor, Herrn Hinrich Steffens aus Hamburg oder Amerika, so ganz klug bin ich noch nicht daraus geworden.“

Da sagte Orpensdorf auch schon ruhig: „Herr v. Krumke — Herr Senator Wilten — Sie, Herr

Steffens, sind ja wohl meinem Gaste schon von Hamburg her bekannt?"

„Gewiß."

„Leider!" stieß Wilten hervor.

Das war zu viel für den braven Krumke. Er blickte die beiden Herren verständnislos an.

„Wie konnten Sie es wagen?" fuhr Wilten fort.

„Darüber bin ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig, Herr Senator. Ich komme als Gast in dieses Haus. An Herrn v. Orpensdorf wird es liegen, ob er mir Gastfreundschaft gewähren will oder nicht."

Förmlich erwiderte Karl Ehrenreich: „Sie wußten, daß Sie unter den obwaltenden Umständen nicht gerade gern hier gesehen werden würden. Sie sind trotzdem gekommen, also bleiben Sie. Ich wünsche nicht, daß man von mir sagt, ich sei jemals einer Unannehmlichkeit aus dem Wege gegangen oder unhöflich gegen meine Gäste oder die meiner Freunde gewesen."

„Lieber Orpensdorf, ich versichere dir, ich werde aus der ganzen Geschichte nicht klug."

„Davon bin ich überzeugt, lieber Krumke. Im übrigen, Herr Steffens hat keine silbernen Löffel gestohlen, es sind Differenzen rein persönlicher Art zwischen ihm und der Familie Wilten. — Also kommen die Herren — bitte!"

Er stellte die übrigen Herrschaften vor. Mit Elfriede wechselte Steffens einen Händedruck, Frau Wilten aber war direkt verletzend unhöflich gegen Krumke und seinen Gast.

Steffens tat, als sei ihm das gänzlich gleichgültig, er zog sich einen Stuhl heran und nahm neben Elfriede Platz. „Volle fünf Jahre sind ins Land gegangen, seit wir Abschied voneinander genommen haben," sagte er ruhig.

Der Senator vermochte sich kaum zu beherrschen. Orpensdorf versuchte krampfhaft, mit Frau Wilten und Krusemarks Gattin ein Gespräch zu führen, es wollte ihm nicht recht gelingen.

Steffens plauderte unbefangen mit Elfriede weiter und ließ sich durch die einsilbigen Antworten, die er bekam, nicht im mindesten stören. „Amerika ist schön, die Leute sind dort nicht verknöchert in ihren Ansichten wie bei uns, wer etwas leistet, vor dem springen alle Türen auf. Bei Vanderbilt habe ich bei einer Wohltätigkeitsvorstellung gesungen, Lourieb war da, wollte mich engagieren, aber da bekam ich einen Brief aus Deutschland, der mich schleunigst zurückrief."

„Haben Sie denn drüben Ihre Stimme weiter ausbilden lassen?"

„Das versteht sich. Ich wurde zwar von daheim sehr knapp gehalten, aber mein Zeichentalent warf mir genügend Schätze in den Schoß, so daß ich ein sorgenfreies Leben führen konnte."

„Und Sie waren zufrieden?"

„Man ist immer zufrieden, wenn man ein Ziel vor Augen hat."

Da fiel ihm aber der Senator in die Rede. „Ihr Ziel kenne ich, und solange ich noch zu reden habe, werden Sie es nicht erreichen."

„Ich bin nicht hierher gekommen, um mich mit Ihnen zu zanken," erwiderte Steffens leichthin.

Nun war es auch mit Orpensdorfs Ruhe vorbei. „Sie sind mein Gast wie Herr Wilten. Aber ich muß Sie dringend bitten, sein ehrwürdiges Alter zu respektieren. Sie sind hier nicht bei einem amerikanischen Krösus, sondern bei einem deutschen Edelmann."

Hinrich Steffens lachte hell auf. „Ich will Ihnen nicht länger lästig fallen. Meinen Zweck habe ich erreicht,

die nächsten vierzehn Tage wohne ich in Berlin im Hotel Windsor. Vielleicht interessiert es Fräulein Wilten. — Und nun verzeihen Sie, Herr v. Orpensdorf, daß ich Ihre beschauliche Ruhe gestört habe. Verzeihen auch Sie mir, Herr v. Krumke, aber der Zufall war stärker als ich. Meine Koffer sind gepackt, ich hole sie jetzt, fahre nach der Bahn und schicke Ihnen den Wagen zurück."

In seinem Zimmer hatte am Abend der Senator mit Elfriede im Beisein ihrer Mutter eine Aussprache. Sie begann recht ruhig.

„Es waren peinliche Minuten, die wir durchmachen mußten. Um deinetwillen haben wir sie ertragen. Ich denke, nun ist dir die Binde von den Augen gefallen."

Das junge Mädchen sah zum Fenster hinaus in den Park und schwieg.

Frau Wilten suchte zu vermitteln. „Du solltest das Kind jetzt in Ruhe lassen, es ist in der letzten Zeit reichlich viel auf sie eingestürmt. Überstürzen wäre jetzt das allerschlimmste."

„Ich will von meiner Tochter weiter nichts als die klare Antwort hören: ich bin fertig mit Hinrich Steffens auf Zeit und Ewigkeit!"

Rasch drehte sich Elfriede um. „Diese Antwort kann ich dir heute nicht und nicht morgen geben, Papa."

„Das heißt mit dürren Worten, du lehnst die Werbung Orpensdorfs ab?"

„Nein. Ich bin mir nur noch nicht klar, was ich tun soll. Bitte, laß mir Ruhe!"

„Glaubst du, daß ein Mann wie unser Gastgeber zwischen sich und dem Abenteurer wählen läßt? Da verzichtet er lieber, denn zwei Welten stehen sich in

diesen zwei Männern gegenüber, und wer der einen zuneigt, ist für die andere verloren."

Frau Wilten wünschte für ihre Tochter nicht die eine und nicht die andere, sie hoffte, Elfriede würde einen vornehmen Großkaufmann in Hamburg heiraten. Unter den Freunden ihrer beiden Söhne waren junge Männer, die vortrefflich für ihre Tochter gepaßt hätten. Die Affäre Steffens mußte allerdings erst endgültig aus der Welt geschafft sein.

„So dränge doch das Kind nicht so!" sagte sie.

„Ich wünsche weiter nichts als eine Erklärung, daß Steffens für Elfriede erledigt ist."

„Die kann ich noch nicht geben," erklärte Elfriede fest.

Der Senator erhob sich. „Dann freilich will ich sofort hinunter zu Herrn v. Orpensdorf gehen und mit ihm ehrlich reden. Er hatte ein Recht anzunehmen, unser Kommen hierher habe mehr zu bedeuten als ein gewöhnlicher Besuch."

„Ja, tu das," sagte Frau Wilten. „Elfriede würde doch niemals in dieser Abgeschiedenheit hier ihr Glück finden."

„Und ein besserer Gefährte fürs Leben wird nie um ihre Hand anhalten, füge ich hinzu. Aber es sei. Nur macht mir keine Vorwürfe, wenn ihr einst bereuen solltet, was jetzt tun zu müssen mir als Ehrenmann schweren Kummer bereitet."

„Papa!"

„Du wünschest?"

„Sag ihm, ich bäte um eine Bedenkzeit, ich — ich — kann wahrhaftig das entscheidende Wort jetzt nicht aussprechen!"

„Orpensdorf wird sich unter diesen Umständen für das Warten ein für allemal bedanken, aber ich will mein möglichstes versuchen."

Der Senator suchte sofort den Hausherrn auf.

„Haben Sie Zeit und Lust, mir ein paar offene Worte zu gestatten?“ fragte er, gerade auf sein Ziel losgehend.

„Ich habe mir gedacht, Herr Senator, daß Sie heute abend noch eine Aussprache vor Ihrer Abreise mit mir suchen würden.“

„Und ich befinde mich in der allerunangenehmsten Lage. Meine Tochter kann sich weder zu einem Ja noch zu einem Nein entschließen. Das plötzliche Erscheinen dieses Herrn Steffens hat sie sehr erregt.“

„O, das bedaure ich.“

„Bitte, keine konventionellen Redensarten zwischen uns, Herr v. Orpensdorf, denn ich denke, wir schätzen uns beide höher ein.“

„Das soll heißen, Herr Senator: warten wir die Zukunft ab.“

„Wenn Ihre Liebe zu meiner Tochter so stark ist, daß sie dies verträgt.“

„Eine harte Prüfung ist's auf jeden Fall, die mir auferlegt wird.“

„Nach der öffentlichen Bloßstellung heute abend — allerdings. Ich habe meiner Tochter auseinandergesetzt, daß ein Mann wie Sie unmöglich mit einem Steffens sich — verzeihen Sie den Ausdruck, ich finde im Augenblicke keinen anderen — in engere Konkurrenz einlassen wird.“

„Ich kann mich in die Lage Ihrer Tochter hineinversetzen. Nach fünf Jahren, gerade im entscheidenden Moment, taucht der Mann, der der erste war, Gefühle in ihr zu wecken, plötzlich auf, zeigt Mut und Geistesgegenwart, ist interessanter als ich — so etwas verfehlt nie, Eindruck zu machen.“

„Ihr mildes Denken imponiert mir.“

„Vielleicht ist auch ein wenig Selbstsucht dabei. Ganz klar sehe ich heute auch noch nicht.“

„So darf ich Sie bitten, uns ein gutes Gedenken zu bewahren, und wenn die Stunde, die ich herbeisehne, doch noch schlagen sollte, werden Sie nicht ihr Herz durch Stolz verhärten lassen, so schwer verwundet meine Tochter Sie auch hat?“

„Herr Wilten, aus jeder Prüfung sollen wir geläutert hervorgehen. Prüfen wir uns alle, die Zukunft liegt in Gottes Hand.“

Ruhig hatte es Karl Ehrenreich gesagt. Er streckte dem Senator die Hand entgegen.

„Ja, Sie haben recht. Stellen wir also die Zukunft Gott anheim!“

Weder Elfriede noch Orpensdorf fanden in dieser Nacht Schlaf. Sie hatte geglaubt, sie habe ihre erste Liebe überwunden, und nun wurde ihr klar, ihr Herz hing noch mit tausend Fäden an dem Freunde ihrer ersten Jugend. Aber ungeteilt gehörten ihm ihre Empfindungen nicht, denn Karl Ehrenreichs schlichte, ruhige Werbung hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Ihr Temperament zog sie zu Hinrich Steffens, ihr Verstand zu Orpensdorf. Wer von ihnen verbürgte ihr das Glück? Diese Widersprüche konnte nur die Zeit aus der Welt schaffen. Sie sah keinen Ausweg. Da weinte sie bitterlich.

Und Orpensdorf preßte die heiße Stirn an die Fensterscheibe und sah hinaus in die Nacht. Im tiefen Frieden lag der große Wirtschaftshof vor ihm. Spät hatte sich die Liebe bei ihm eingestellt, nun rüttelte sie mächtig an seinem Herzen und seinen Sinnen.

Er ging in den Stall, sattelte selbst und ritt nachdenklich über seiner Väter Land. Wer würde es erben

nach ihm? Ein Namensvetter, mit dem er kaum noch verwandt war. Sollte er hier weiter einsam hausen, arbeiten für fremde Menschen, die seinem Herzen nicht nahe standen, bis er sich alt und grau zum Sterben legte?

Endlich ritt er nach Hause zurück. Elfriede hörte den Hufschlag, sie wußte, wer außer ihr in diesem Hause keine Ruhe gefunden hatte, und der Gedanke machte ihre Brust freier, gegen Morgen schlief sie ein.

Karl Ehrenreich brachte seine Gäste zur Bahn.

„Kommen Sie nach Hamburg, so vergessen Sie nicht, uns aufzusuchen," bat der Senator.

„So nahe es ist, ich habe dort nichts zu tun."

„Nun, ich hoffe doch, wir sehen Sie recht bald bei uns."

Mit einer stummen Verbeugung dankte er, dann küßte er Frau Wilten die Hand. Zuletzt nahm er von Elfriede Abschied. Und ihr verschleierter Blick, ihr blasses Gesicht, das Zucken ihrer Mundwinkel ließen ihn hoffen. Aber als der Zug seinen Augen entschwand, stand der Grübler Karl Ehrenreich v. Orpensdorf auf dem Bahnsteig und starrte ins Leere. Ein paar Menschen lachten. Er fühlte, wie sein Herz schmerzte, mit gesenktem Haupte begab er sich zu seinem Wagen zurück.

„Schnell nach Hause, wir haben ein paar Tage gebummelt!" rief er dem Kutscher zu.

Hinrich Steffens war nach Berlin zurückgekehrt, sehr zufrieden mit sich. Er kannte Elfriede Wilten gut genug, jetzt hieß es das Eisen schmieden, solange es warm war. Er mußte singen, Aufsehen erregen und ihr auf irgend

eine Weise den Erfolg zu wissen tun. Aber jetzt fanden in den großen Kunststätten weder Konzerte statt, noch konnte er schnell auf einer Berliner Bühne auftreten. So geschwind ließ sich ein Gastspiel nicht herbeiführen, er, der in Deutschland noch völlig unbekannte Sänger, würde einen Abschluß über Nacht keinesfalls zustande bringen können.

Da zuckte ihm der Gedanke durch den Kopf: Fahr nach Hamburg und versuche in der Vaterstadt dein Heil!

Zwei Stunden später saß er auf der Bahn und fuhr der alten Seestadt zu. Die Droschke brachte ihn an seinem Elternhaus vorbei. Sollte er als „verlorener Sohn" um Aufnahme bitten? Nein, das hätte weder ihm noch Elfriede Wilten zugesagt. Er stieg in Streits Hotel unter dem Namen Harmsen ab und durchblätterte die Hamburger Zeitungen. Er las und las, ja, was wollte er eigentlich?

„Kellner, einen Kognak und das Adreßbuch!"

Er schlug im Anhang unter Agenten nach. Vielleicht konnte ihm, dem Sohne des reichen Reeders Klaus Steffens, einer behilflich sein, in irgend einem anständigen Saale öffentlich zu singen. Ein paar tausend Mark hatte er in der Tasche, er wollte sich's gern etwas kosten lassen, wenn er nur zum Ziele kam.

Von einem Agenten fuhr er zum anderen, sie vertrösteten ihn, denn jetzt sei es noch zu früh, im Winter aber eine Leichtigkeit, seinen Wunsch zu erfüllen, wenn er wirklich Tüchtiges leiste.

„Das nützt mir nichts, binnen acht Tagen muß ich hier öffentlich vor dem guten Hamburger Publikum gesungen haben."

Man bedauerte. Unbeirrt fuhr er weiter.

Ein kleines altes Männchen machte ihm endlich Hoffnungen. „Es findet in der Nikolaikirche hier ein

Wohltätigkeitskonzert statt, die Damen der ersten Hamburger Gesellschaft haben es arrangiert zum Besten der Witwen und Waisen Hamburgs, vielleicht könnten Sie dabei ankommen, wenn Sie sich beim Organisten der Kirche, Professor Hans Meyer, melden. Freilich irgendwelche Bezahlung erfolgt nicht."

„Darauf lege ich keinen Wert, wenn es sich um eine wohltätige Veranstaltung handelt. Ich werde Ihren Rat befolgen, danke sehr!"

Sofort stellte er sich unter dem Namen Erich Harmsen dem Professor vor.

„Nie gehört. Aber wenn Sie was Tüchtiges leisten, — warum nicht?"

„Wollen Sie mich begleiten? Ich bin sofort bereit, Ihnen eine Probe meines Könnens zu geben."

„Was wollen Sie singen?"

„Zunächst etwas, das ich geübt habe. Sind Sie mit mir zufrieden, so machen Sie, bitte, Vorschläge. — Wie wäre es, ich sänge Ihnen etwas aus Tannhäuser?"

„Ist natürlich nichts für die Kirche, aber lassen Sie hören."

Der Professor schlug ein paar Takte an. Steffens sang. Als er geendet, schob der Professor seine goldberänderte Brille auf die Stirn und schüttelte seine graue Mähne.

„Harmsen heißen Sie — Harmsen?"

„Na ja, warum denn nicht?"

„Junger Mann, Sie tragen ja eine Goldgrube in Ihrer Kehle herum."

„Das weiß ich."

„Sind Sie denn noch nie öffentlich aufgetreten?"

„In Deutschland noch nicht, aber in New York habe ich in ein paar Konzerten gesungen."

Da wurde der kleine Herr lebhaft, mit gespreizten

Fingern fuhr er sich durch sein langes Haar und lief aufgeregt im Zimmer umher. „Eine Sensation gibt's — eine Sensation! Meine freie Zeit steht Ihnen zur Verfügung, wir werden tüchtig üben, in vier Tagen findet das Konzert statt. — Also was wollen Sie singen?"

„Was Sie wünschen, Herr Professor."

„Wenn Sie das alte, herrliche Lied singen würden: Das ist der Tag des Herrn."

„Probieren wir gleich — haben Sie die Noten da?"

„Natürlich."

Nach einer halben Stunde verließ Hinrich den Professor. Der rieb sich die Hände. Kopfstehen würden die kunstverständigen Hamburger, einfach Kopfstehen. Und er hatte diese Kehle entdeckt!

Jeden Tag wurde geübt. Dann sollte die Probe in der Kirche stattfinden.

„Aber nicht mit den anderen zusammen!" erklärte Hinrich.

„Nein, nein, die Überraschung soll gründlich werden. Aber eine Notiz bringe ich in die Zeitungen, damit die Leute auf Sie aufmerksam werden und das Konzert auch einen klingenden Erfolg abwirft."

„Immerzu. Seien Sie aber mit Ihren Andeutungen etwas geheimnisvoll — das zieht!"

Der kleine Professor rieb sich vergnügt die Hände. „Werde ich, werde ich!" —

Nun kam für Hinrich Steffens die schwerere Aufgabe, Elfriede Wilten zu veranlassen, das Konzert zu besuchen. Aber wie? Ach was, er war einfach frech und telephonierte sie an.

Und es gelang über Erwarten gut, sie erkannte ihn sofort an der Stimme. „Hinrich — du bist's?"

„So schrei doch nicht so! Trage Sorge, daß deine und meine Verwandten in die Nikolaikirche am Sonn-

abend zum Wohltätigkeitskonzert kommen; aber erwarte mich nicht, ich singe unter dem Namen Harmsen! — Schluß!"

Wie gelähmt stand Elfriede Wilten noch eine ganze Zeit lang am Telephon. Er ließ ihr also keine Ruhe, wollte sie zwingen. Sie fing an, sich vor ihm zu fürchten — und stand doch unter seinem Bann.

Elfriede Wilten hatte getan, was Hinrich Steffens gefordert. Sie hatte sich dagegen gesträubt — vergebens. Immer wieder mahnte eine innere Stimme: Sei nicht schwach! Mag er zeigen, was er kann! — Und wenn er wirklich Hervorragendes leistete? Wenn er dann in ihrer Eltern Haus kam? Furcht ließ ihr Herz schneller schlagen, und doch ging sie zu Grete Steffens.

„Kommt ihr zum Wohltätigkeitskonzert in die Nikolaikirche am Sonnabend?"

„Es wird nichts Besonderes sein. Aber wenn du hingehst, könnte ich mich dir ja anschließen."

„Und deine Eltern?"

„Sie werden schwerlich Lust haben."

„Wir ersten Familien sind fast verpflichtet, uns bei solchen Gelegenheiten sehen zu lassen."

„Kommen denn die deinen?"

„Mama ganz bestimmt, und ich denke auch Papa und meine Brüder."

Zu Hause hatte sie noch gar nicht gewagt, von dem Konzert zu reden.

Grete Steffens nahm einen Bleistift zur Hand und notierte sich Tag und Stunde. Dann sah sie Elfriede Wilten ins Gesicht. „Hinrich hat euch bei Herrn v. Orpensdorf überfallen."

„Leider — es war nicht schön von ihm."

„Wir haben Angst, er bringt uns auch noch in Verlegenheiten.“

Elfriede verteidigte ihn vorsichtig. Grete durfte nicht ahnen, daß er in Hamburg war und im Konzerte sang. „Man sollte ihm endlich seine Jugendstreiche verzeihen, wenn er beweist, daß doch was an ihm ist.“

Grete sah ihre Freundin mit großen Augen an und schüttelte den Kopf. „Dein Vater hat gesagt, du hättest immer noch Interesse an Hinrich.“

„Warum soll ich das leugnen? Er war mir ein guter Freund meiner ersten Jugend.“

„Und dieser Orpensdorf? — Verzeih die offene Frage.“

„Ist ein ehrenwerter, schöner Mann von tadellosen Manieren, von großer Pflichttreue.“

„Trotzdem hast du dich nicht entschließen können?“

„Ehrlich gesagt, Grete — noch nicht! Mein Vater hat euch gewiß schon Auskunft gegeben, tu mir also den Gefallen und rede von anderem.“

„Uns macht's nervös, daß Hinrich wieder in Deutschland ist. Er liebt, wie er bewiesen hat, immer noch die Überraschungen.“

„Das ist ein Zeichen von Kraft.“

„Oder von Dreistigkeit. — Lassen wir aber das Thema fallen, es kommt doch nichts Erfreuliches heraus.“

Die beiden jungen Damen unterhielten sich noch eine Weile, dann brach Elfriede Wilten auf.

„Telephonier mir heute nachmittag, ich werde dann die Karten bestellen. Wir wollen doch nebeneinander sitzen.“

„Mein möglichstes werde ich tun, daß die Eltern mitkommen.“ —

Am Abend sagte Elfriede daheim so nebenbei:

„Übermorgen ist ein Wohltätigkeitskonzert in der Nikolaikirche.“ Sie brachte die Zeitung. „Hier steht das Programm. Wollen wir nicht hingehen?“

Frau Wilten, die sich in der noch immer recht stillen Zeit langweilte und schon versucht hatte, ihren Mann zu bewegen, wenigstens noch vierzehn Tage in Helgoland zu verbringen, nahm den Vorschlag sofort auf. „Natürlich werden wir, und ich denke, Papa und die Jungen kommen auch mit. Ein Kirchenkonzert, noch dazu für Witwen und Waisen, zu besuchen, ist einfach unsere Pflicht, und — die Orgel zum Gesang wirkt sehr erhebend auf ein christliches Gemüt.“

Der Senator willigte ein. Derartige kleine Zugeständnisse mußte er seiner Frau immer machen, sonst erlebte er peinliche Auftritte.

Auch Grete Steffens bestellte am Nachmittag drei Karten bei Elfriede und berichtete, ihre Eltern kämen mit.

Nun wurde am nächsten Morgen Elfriede Wilten der Gang zum Küster doch furchtbar schwer.

Die Kirche war gefüllt. Die gute Hamburger Gesellschaft, soweit sie von den Reisen zurück war, hatte sich ein Stelldichein gegeben. Man las immer wieder das Programm.

„Wer ist eigentlich dieser Harmsen?“

„Mir völlig unbekannt — sicherlich kein Hamburger.“

„Nun wir werden ja hören, was er leistet.“

Es wurde leidlich von den Chören gesungen. Vor der Pause kam als letzter Herr Erich Harmsen an die Reihe. Elfriede Wiltens Nerven waren bis zum äußersten gespannt.

Neben ihr saß Grete Steffens. Sie flüsterte der

Freundin zu: „Besonderes haben wir bis jetzt nicht zu hören bekommen."

„Vielleicht bringt uns dieser Harmsen eine Überraschung. Professor Meyer tritt ja in den Zeitungen sehr warm für ihn ein."

Grete Steffens machte ein ungläubiges Gesicht. „Reklame, damit die Kirche voll wird — weiter nichts! Du siehst, er hat ja auch seinen Zweck erreicht."

Da setzte die Orgel mit leisem Vorspiel ein. Erich Harmsen trat vor. Grete faßte nach der Hand ihrer Freundin, sie hatte sofort den Bruder erkannt und viele andere auch. Seine Eltern konnten ihre Erregung nur schwer verbergen. Also hier im Gotteshause überfiel sie der Abenteurer!

Er sang mit fester und doch weicher Tenorstimme:

„Das ist der Tag des Herrn.
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur,
Dann Stille nah und fern —
Dann Stille nah und fern.

Anbetend knie ich hier,
O süßes Graun, geheimes Wehn,
Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir —
Und beteten mit mir."

Ein leises Nachspiel schloß das Lied.

Große Bewegung herrschte in der ganzen Kirche. Man sah sich an. Wie wunderbar hatte dieser Harmsen gesungen! Professor Meyer hatte nicht zu viel gesagt — im Gegenteil, ein neuer Stern ging am Gesangshimmel auf. Woher kam er, dieser Fremdling? Man mußte ihn für Hamburg zu erhalten suchen. War Herr v. Berger anwesend, der Leiter der ersten Hamburger Theater?

Selbst Wiltens und Steffens' waren sprachlos, denn Hinrich hatte Glänzendes geleistet. Was sollte nun

werden? Sie blickten Elfriede an — die saß mit gesenktem Haupte da, aus ihren Augen tropften große Tränen auf ihren Schoß. Ein Raunen und Flüstern ging durch die ganze Kirche.

„Wißt ihr, wer dieser Erich Harmsen ist? Ein Hamburger Kind ist's, Hinrich Steffens, der Sohn des Senators, der Leichtfuß, der der schönen Elfriede Wilten vor Jahren den Kopf verdreht hat und dann über das große Wasser geschickt wurde!"

Aller Blicke suchten die Herrschaften. Richtig, sie waren in der Kirche — da ganz vorn saßen sie. Man reckte die Hälse, taktlose Leute auf den Emporen standen auf und blickten hinunter, um zu sehen, was wohl die beiden hochmögenden Senatorenfamilien anstellen würden.

„Sie weint, das Fräulein Wilten," flüsterte man sich zu. —

Hinrich Steffens saß neben dem Professor. Der schüttelte seine Mähne. „So gut haben Sie bei keiner Probe gesungen. Sie sind ein Künstler von Gottes Gnaden!"

Hinrich zuckte die Achseln und schwieg.

Wohlwollend sah ihn der Professor an. „Aber 'n bißchen Fieber haben Sie doch weggekriegt. Das müssen Sie sich abgewöhnen. Ganz bleich sehen Sie aus, wie 'ne Kalkwand!" —

Der zweite Teil des Konzertes begann. Die Leistungen fielen ab. Hinrichs Ruhm stieg um so höher, denn alle anderen waren Stümper gegen ihn.

Das Ende nahte — ein Chorgesang.

Da sah der Professor Hinrich an. Der nickte und trat noch einmal vor.

Wieder begann ein leises Vorspiel, man blickte erst auf den Zettel, dann nach dem Sänger. Alles hielt

den Atem an. Elfriede Wilten warf den Kopf zurück, ihre Augen saugten sich fest an denen des Jugendfreundes.

Dann fing er an zu singen — das herrliche Lied Mörikes, komponiert von Hugo Wolf:

„Herr, schicke, was du willt,
Mir Liebes oder Leides,
Ich bin gewiß, daß beides
Aus deinem Herzen quillt."

Er hatte geendigt. Aber er trat nicht zurück, schwer stützte er sich auf die Brüstung, sah hinunter in das Schiff der Kirche, sah auf Elfriede Wilten und seine Eltern, sah zur Seite auf die Emporen — man führte die Taschentücher an die Augen, man weinte.

Da trat er zurück. Der Chorgesang begann.

Eine halbe Stunde später war die Kirche leer.

Aufrechten Ganges schritt Hinrich Steffens nach Streits Hotel. Dort winkte er dem Portier.

„Ich war bis heute unter falschem Namen hier. Ich heiße Hinrich Steffens. Wenn jemand nach mir fragt, so führen Sie ihn zu mir."

Schon eine Stunde später betrat Hinrichs älterer Bruder sein Zimmer.

„Ich habe dich erwartet, Fred!" Leise zuckte das spöttische Lächeln um Hinrichs Mund.

„Du liebst noch immer die Überraschungen."

Sie reichten sich nicht die Hand, auf drei Schritte Entfernung standen sie sich gegenüber.

„Jedenfalls wirst du mir mehr zu sagen haben?"

„Nur fragen möchte ich dich, was nun geschehen soll."

„Als verlorener Sohn kehre ich nicht heim."

„Desto besser!"

„Ich dränge mich euch auch nicht auf."

„Das ist anerkennenswert."

„Dann sehen wir ja klar. — Ich bleibe vorläufig in Hamburg, aber hier im Hotel."

„Du wirst Pläne haben?"

„Gewiß. Die Leute sollen ein wenig staunen über Hinrich Steffens, und wenn sie damit fertig sind, werde ich ihnen neuen Gesprächsstoff geben."

„Also Sensation um jeden Preis?"

„O nein, Fred, das sind mir die braven Leute hier nicht wert — Gott bewahre! Ich bin lediglich deshalb nach Hamburg gekommen, um meine Interessen zu verfechten, Geld zu verdienen und mir ein Weib zu holen."

„Beides wird dir nicht leicht werden."

„Eure Schachzüge stören mich nicht."

„Hinrich, du bist als ein großer Künstler wiedergekommen. Die Eltern und Grete haben jetzt noch rotgeweinte Augen."

„Und trotzdem setzt ihr mir den Stuhl vor die Tür! Die alte Geschichte! Hättet ihr mir vor fünf Jahren mehr Verständnis entgegengebracht, ich würde heute weiter sein."

„Dein Erfolg gibt dir ein Recht so zu reden, doch du vergißt —"

Da verlor Hinrich die Ruhe. Mit bitteren Worten unterbrach er den Bruder. „Ich vergesse gar nichts. Ihr Trattenschreiber, die ihr weiter nichts tut, wie den Kaffeehandel vermitteln und ein wenig dabei spekulieren, wißt ja gar nicht, was Arbeit ist. Euer Kapital schützt euch vor Unannehmlichkeiten, und wenn ihr mal Pech habt, so genießt ihr Kredit. Wer aber höher hinauf will, wer keinen Gefallen findet, auf dem Schreibsessel zu sitzen und das Geldstück dreimal umzudrehen, ehe

er es ausgibt, der ist nicht ehrenwert in euren Augen. Was wißt ihr, wie's in der Brust eines Menschen aussieht, in der es gärt und schäumt vor Lebensmut, vor Schaffensfreudigkeit? Was weiß ein Frosch von eines Adlers Flug?"

„Du schätzest dich sehr hoch ein, uns sehr gering."

„Ein Bild, lieber Fred! Mit euch kann ich mich nicht verständigen."

„Du willst es nicht."

„Da hast du recht. Denn eure Moral ist nicht die meine. Ihr Krämer denkt bescheidener wie ein Künstler."

„Mir scheint es in der Tat so."

„Also — was wollt ihr von mir? Laßt mich doch meine Wege gehen!"

„Du wirfst die eigenen Eltern über Bord?"

„Ich handle in Notwehr, Fred, denn zuerst hat man mich über Bord geworfen."

„Man schickte dich hinaus, um dich zu bessern."

„Nun — bin ich besser heimgekehrt?"

„Nach deinen Reden glaub' ich's nicht."

„Du meinst, Erfolge zählen nicht?"

„Verwechsle nicht Gaben und Erfolge. Im Leben kommt's auf den Charakter an."

„Sehr richtig! Denk dir, der meine ist so fest, daß ich nicht einen Schritt ins Elternhaus zu setzen fähig bin, bis mich die aus freiem Trieb zurückgeleiten, die mich einst ausgestoßen haben."

Da ging Fred Steffens nach der Tür, dort drehte er sich noch einmal um. „Und deiner Mutter Tränen um ihren jüngsten Sohn?"

„Werd' ich zu trocknen wissen, sobald man mich holt."

„Dann habe ich dir nichts mehr zu sagen — leb wohl!"

„Grüß schön und merk dir genau, was ich gesprochen habe." —

Genau so hatte sich Hinrich Steffens die Auseinandersetzung vorgestellt. Nur nichts sich vergeben — alles andere ist gleich! Er kannte die Ansichten dieser Kreise nur zu gut. Wer gegen sie verstieß, war tot in ihren Augen. Sie waren stolz. Er auch, denn ihr Blut floß auch in seinen Adern. Da hieß es niederkämpfen, was sich zum Streite rüstete. Und er war willens, jeden Schritt breit zu verteidigen, ja mehr noch, zum Angriff zu blasen, daß sich ganz Hamburg wundern sollte.

Der Gedanke machte ihn so froh, daß er laut lachen mußte.

Da öffnete sich ungestüm die Türe.

„Hinrich!“

„Hallo — Hans Stein, Gespiele meiner Jugend!“

„Mensch, bist du's wirklich?“

„Wie du siehst — mit Haut und Haaren!“

Sie lachten, schüttelten sich die Hände und sahen sich mit forschenden Augen an.

„Du, Hinrich — du hast die Leute heulen lassen!“

„Früher kamen ihnen die Tränen über meine Karikaturen. Da fanden Sie, ich sei genial. Heute singe ich sie heraus. Da bin ich ein Lump!“

„Ha, nur nicht so verbittert sein!“

„Ich bin es nicht, Hans, nur kampfesfroh.“

„Das heißt, du willst Elfriede Wilten an deine Seite zwingen?“

„Ja — zwingen!“

Da lachte der Freund hell auf. „Kunststück! Für einen Kerl wie du! Aber Hinrich, was hast du davon? An eine Bühne lassen dich Wiltens nicht gehen. Sie werden sogar die Nase rümpfen, singst du im Konzertsaal.“

„Das weiß ich.“

„Und die hübsche Elfriede wird sich nicht freimachen können von dem Kreise, in dem sie aufgewachsen ist. Für diese Leute ist ein großer Sänger eine interessante Persönlichkeit; aber man gibt ihm nicht die Hand, geschweige denn die Tochter.“

„Wer mich will, muß hinter sich werfen, was war.“

„Berausche dich nicht an deinen eigenen Worten, Hinrich!“

Da lachte er den Freund aus. „Vor allen Dingen will ich siegen, Hans.“

„Und wenn's geschehen ist?“

Steffens zuckte die Achseln.

„Du bist das alte leichtsinnige Huhn, Hinrich!“

„Allerdings bin ich das. Du hättest sehen sollen, wie ich meinem verehrten Bruder Fred den Stuhl vor die Tür setzte!“

„Das war zum mindesten töricht.“

„Nein. Ich kenne meine Leute und vor allen Elfriede Wilten besser als du.“

„Ich weiß, du liebst das hohe Spiel.“

„Gewiß, stets setze ich den ganzen Wert auf einmal ein.“

„Und hast noch immer nicht genug Lehrgeld bezahlt?“

„Hätte ich es nicht getan, stände ich heute nicht so vor dir.“

„Mit dir ist nicht zu streiten, Hinrich.“

„Mich freut's, daß du es einsiehst, Hans. — Ach, wüßtest du, wie schön dies Leben ist!“

„Ja — du wirst es drüben gründlich genossen haben.“

„Na ja — aber trotzdem!“

„Bis nach dem Rausch der Katzenjammer folgt.“

„Ist er erst da, dann werd' ich weiter denken. Be-

tören, geißeln, das sind Genüsse — die schönsten, die ich kenne, Hans."

„Aber sehr gefährlich."

„Wär' es das nicht, wär's auch kein Genuß."

„Du willst ein Lebenskünstler sein und dich doch binden?"

„Ein schönes Weib wird mir von Vorteil sein."

„Und wenn es dich in deinem freien Fluge hindert?"

„Das wird sie nicht, ich werde immer eigener Herr in meinem Hause sein."

Da wurde Hans Stein nachdenklich. Hinrich Steffens hatte der Erfolg trunken gemacht, seine Sprache grenzte an Größenwahn.

„Ich glaube, du verstehst mich nicht," begann Hinrich wieder.

„Nur zu gut. Ich fürchte, du bist auf falscher Bahn."

„Wohl nicht. Ich kehre nach Amerika zurück. Dort kann man leben. Ihr Hamburger seid nichts für mich."

„Geh also deine Wege weiter, Hinrich. Ich war die ganze Zeit dein bester Freund, hab' dich verteidigt gegen deinen Bruder Fred und all die anderen. Ich seh' jetzt aber ein — ich habe mich geirrt."

Hinrich Steffens biß die Zähne aufeinander. Er hatte eine Dummheit gemacht. War Hans Stein auch ein Hamburger Philister, ihn hätte er nicht so vor den Kopf stoßen dürfen. Es war immer gut, man hatte wenigstens einen in der Vaterstadt, der den anderen die Stange hielt.

Aber er war zu stolz, er rief den Freund seiner Jugend nicht zurück, als er ihn verließ.

Und keiner kam mehr. Hinrich blieb allein in jener Stadt, in welcher er den ersten Schrei getan — fast eine Woche lang.

Krumke telephonierte Herrn v. Krusemark an: „Kann ich heute abend zu euch kommen, Egon? Habe Nachrichten aus Hamburg.“

„Bist willkommen um sieben Uhr.“

„Lad auch Karl Ehrenreich ein, aber sag ihm nichts von mir.“

„Soll sofort geschehen.“

„Schönste Empfehlung — Schluß!“ —

Egon Krusemark bat Orpensdorf auf acht Uhr. So konnte man sich wenigstens, bevor er kam, mit Krumke in Ruhe aussprechen.

Karl Ehrenreich war in der letzten Zeit sehr empfindlich geworden und nur schwer aus seinem Bau herauszubekommen. Er sagte aber zu. —

„Herrschaften, ein Teufelsbraten ist der Hinrich Steffens! Schreibt mir, wie er ganz Hamburg auf den Kopf gestellt hat. Hier sein Brief und die Zeitungskritiken!“

Krumke legte ein ganzes Paket auf den Tisch.

Man las und staunte.

„Der arme Orpensdorf!“ meinte Frau v. Krusemark.

„Und gerade ich muß ihm diesen Mann angeschleppt bringen, wo diese Wiltens zu Besuch bei ihm sind!“ stöhnte der dicke Krumke.

Egon Krusemark ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Nach dem Essen werden wir ihm das Zeug da vorlegen. Im übrigen rede keiner auf ihn ein, damit wird nichts gebessert.“ —

Karl Ehrenreich kam. Er warf alle Abmachungen sofort über den Haufen.

„Durch Zufall erfuhr ich, daß du seit einer Stunde schon hier bist, Krumke. Wirst wohl Nachrichten von Hamburg haben?“

„Allerdings.“

„Konnte ich mir denken.“

Da drückte ihm Egon Krusemark den Brief und die Kritiken in die Hand. „Lies!“

Er tat's mit größter Seelenruhe. „Und was nun?“ fragte er dann.

„Wir hofften, wir könnten dir raten.“

„Nein, Egon, das könnt ihr nicht,“ stieß Orpensdorf hart heraus. „Reden wir von anderen Dingen!“

Er blieb bis Mitternacht, dann fuhr er mit ernstem Gesichte wieder heim. Mochte die Wunde schmerzen, Elfriede Wilten kannte seine Gefühle. Sein Stolz, sein Manneswort verboten ihm, auch nur einen einzigen Schritt weiterzugehen. Ihn warf keine Enttäuschung um, er stand mit festen Füßen auf seiner Väter Land.

Als er die Diele betrat, hob er den Leuchter hoch, las noch einmal den Wappenspruch seines Geschlechtes und ließ dann starren Auges den Kopf sinken.

So waren die Orpensdorfer alle gewesen — und so war's gut und recht.

Den slage man mit Keullen tot,
Der nicht beffolgt der Ehr Gebott!

Elfriede Wilten ging mit bleichem Gesicht umher.

Unter der Hand hatten die Eltern Erkundigungen über Hinrich Steffens eingezogen. Er verließ das Hotel nur, um zu Professor Meyer zu gehen. Weiteres war nicht zu erfahren.

Seine Eltern wollten nichts von ihm wissen. Der Senator Steffens hatte gesagt: „Eines Tages werden seine Mittel zu Ende gehen, dann werde ich ihm eine Rente zahlen, wenn er Deutschland verläßt. Mag er sein Heil im Auslande versuchen.“

Seine Mutter wollte für ihn eine Lanze brechen, aber da wurde ihr Mann grob.

„Wenn der Junge gekommen wäre und Besserung gelobt hätte, ich würde der letzte sein, der ihm Hindernisse in den Weg legte. Aber auf der Nase lasse ich mir nicht von ihm herumtanzen.“

„Ich traf vorhin Hans Stein,“ mischte sich Fred ein, „habe für den nie besonders viel übrig gehabt, ist auch so ein leichtsinniger Kumpan. Aber selbst der rückt von Hinrich ab. Er hat ihn neulich aufgesucht.“

Er erzählte, in welch hochmütiger Weise sich der Bruder gegen seinen Freund geäußert hatte. —

Grete Steffens erzählte das Elfriede Wilten. „Gib meinem Bruder den Laufpaß. Er hat sich unmöglich in Hamburg gemacht — für alle Zeit.“

„Hamburg ist nicht die Welt, Grete.“

„So geh hin und wirf dich ihm an den Hals!“

Da war Elfriede Wilten aufgestanden und hatte die Freundin mit einem hochmütigen Blicke angesehen. „Ich werde zu ihm gehen. Der Vorschlag ist gut. Aber an den Hals werfe ich mich ihm noch lange nicht.“

Grete Steffens zuckte die Achseln und ging, empört über Elfriedes Verhalten.

Die Familie Wilten saß am Abend vollzählig zusammen. Da kam das Gespräch auf Hinrich Steffens.

„Man wagt sich gar nicht mehr aus dem Hause,“ sagte Frau Wilten aufgeregt.

„Ich werde euch Ruhe verschaffen,“ antwortete Elfriede.

Man sah sie erstaunt an.

Ihr Bruder stand mit jähem Rucke auf. „Dazu

bist du nicht imstande. Zwischen euch müssen sämtliche Brücken abgebrochen sein!“

„Heute noch nicht — vielleicht morgen. Ich gehe jedenfalls zu ihm.“

Das war selbst für den ruhigen Senator zu viel. „Davon kann keine Rede sein!“ sagte er schroff.

„Außergewöhnliche Umstände erfordern außergewöhnliche Maßnahmen.“

„Ja, um Himmels willen, was willst du denn bei ihm?“

„Ihm eine Frage vorlegen.“

„Das kann brieflich erfolgen, wenn du es für durchaus nötig hältst. Oder ich bestelle ihn hierher.“

„Nein, Papa, überraschend muß ich vor ihm erscheinen. Ich kümmere mich nicht um das Gerede der Welt.“

„Vergiß nicht — Hinrich Steffens ist alles zuzutrauen!“

„So gebt mir meinen Bruder als Begleitung mit — bis vor seine Zimmertür wenigstens.“

Man sprach hin und her. Das war unmöglich! Eine Dame der ersten Hamburger Kreise! Im Hotel konnten Bekannte sein!

„Ich werde nach der Unterredung kein Hehl daraus machen, was ich ihm gesagt habe.“

„So sag's doch jetzt!“ rief die Mutter.

„Nein, Mama! — Und wenn ihr mich zu hindern sucht, werde ich doch Gelegenheit finden, meinen Plan auszuführen.“

Sie kannten ihre Tochter zur Genüge; die Aufregungen hatten sie mürbe gemacht, mochte Elfriede also in Begleitung ihres Bruders morgen mittag nach Streits Hotel gehen.

„Ich danke euch. Der Schritt wird zur Entscheidung führen.“

Auch an Hinrich Steffens war die letzte Woche nicht spurlos vorübergegangen. Er hatte sich gründlich in Elfriede verrechnet. Kein Lebenszeichen von ihr kam.

Er grübelte darüber nach, was er nun tun solle. Ein Engagement durfte er nicht eher annehmen, als bis er in Hamburg reinen Tisch gemacht. Seine Eigenliebe litt unter der Ungewißheit. Der Überfall war so prächtig gelungen. Da hatte er in festem Glauben an seinen Sieg die wenigen Fäden, die ihn noch mit dem Elternhause verbanden, durchschnitten. Kämpfte Elfriede um ihn? Wurde sie Tag und Nacht bewacht, damit keine Nachricht von ihr zu ihm dringen konnte?

Wenn er das wenigstens gewußt hätte!

Da klopfte es an seine Zimmertür.

„Herein!"

Elfriede erschien. Sie sah sehr ernst aus.

„Elfriede — du!" Er eilte auf sie zu, um sie in seine Arme zu schließen.

Sie hob beide Hände abwehrend empor.

Aus seinen Augen leuchtete die Siegesfreude. Die stolze Patrizierstochter kam zu ihm ins Hotel!

„Bitte, nimm Platz. — Du Arme wirst meinethalben viel erduldet haben in der letzten Zeit?"

Sie blieb stehen und sah ihn scharf an. „Nicht nur in der letzten Zeit, Hinrich! Fünf volle Jahre lang!"

„Du Gute — du Liebe!"

Er wollte sich ihr nähern.

„Bleib dort am Klavier stehen und sieh mir fest in die Augen! Ich fordere von dir jetzt ehrliche Antwort auf ein paar Fragen."

Er verschränkte die Arme. „So frag!"

„Liebst du mich, Hinrich?"

„Ja."

„Und hast's getan all die Jahre lang?"

„Ja.“

„Und bist mir immer treu gewesen?“

„Aber Kind — selbstverständlich!“

„Hinrich, keine Redensarten! Sieh mir fest ins Auge! — Ich frage dich, ob du mir stets und immer treu gewesen bist?“

Sie sah das Flimmern in seinem Blicke. Er verzog spöttisch den Mund.

„Also nicht!“ sagte sie fest.

„Das habe ich nicht gesagt. Im übrigen, Elfriede: warst du mir immer treu?“

„Ich habe die Frage erwartet. Bis ich dir schrieb — ja!“

„Auf deinen Brief bin ich sofort nach Deutschland gekommen.“

„Das war dein gutes Recht, wenn du mir wirklich treu geblieben wärest.“

„Wäre ich sonst gekommen?“

„Ich will ein glattes Ja oder Nein hören.“

Es würgte ihm in der Kehle. Warum konnte er das verlangte Ja nicht über die Lippen bringen?

Da antwortete Elfriede für ihn. „Also — nein!“

„Wie kommst du zu dieser Behauptung? Ich bin nur sprachlos über deine Frage.“

„Willst du dein ganzes Leben diese Lüge mit dir herumschleppen?“

Er schlug mit der Faust auf das geschlossene Klavier. Die Saiten schwirrten.

„Rede doch keinen Unsinn! Du kennst das Leben nicht. Sieh mal —“

Da unterbrach sie ihn. „Ich weiß, ein Künstler ist kein Durchschnittsmensch. Hättest du mit einem ehrlichen Nein geantwortet, ich hätte dir verziehen. Aber wie du mich jetzt zu täuschen versuchtest, so wür-

dest du mich auch ferner täuschen. — Leb wohl, Hinrich!"

Er wollte auf sie zustürzen, aber er konnte nicht. Ihr bleiches Gesicht, ihre klaren Augen bannten ihn auf seinen Platz.

Leise schloß sich die Tür hinter Elfriede Wilten.

Ohne ein Wort zu sagen, verließ sie mit dem Bruder das Hotel.

Sie kamen an einem Postamte vorbei.

„Warte hier auf mich," sagte Elfriede.

„Was willst du tun, Elfriede?"

„Eine Depesche aufgeben."

„Gott sei Dank! Also ich warte."

Sie ging hinein, nahm ein Formular und schrieb mit fester Hand: „Kommen Sie, lieber Herr v. Orpensdorf, zu Ihrer Elfriede Wilten."





Eine Ätnawanderung.

Von Max Nentwich.

Mit 7 Bildern nach Photographien von Brogi-Florenz.



Von allen sizilischen Städten, die draußen in der großen Welt des öfteren genannt werden, hat sich Catania, die geräuschvolle, schmutzig-gemütliche Hafenstadt, am meisten sizilische Eigenart bewahrt. Catania hat keinen Stern im Baedeker; wer sonst nicht gerade muß, geht also nicht hin. Und das ist vielleicht gut. Das ungekünstelte, naive Volksleben, das alle Toilettenkünste der Bewohner der Öffentlichkeit der Straße preisgibt, könnte zu leicht internationale Gewohnheiten annehmen. So aber ist es unverfälscht geblieben, noch nicht darauf berechnet, den Fremden etwas Besonderes sehen und hören zu lassen. Hier ruhen noch in dumpfen Weinkellern in riesigen Gebinden erstklassige Kelterungen: orangeroter Terraforte, dickflüssiger Marsala, feuriger Bianco. Die Glut der Lava gab den Reben Feuer, die südliche Sonne kochte die Trauben. Hier erklingen noch zu Mandoline, Cello und Gitarre weltfremde sizilische Volksweisen; da wird geplaudert, gescherzt, geliebt und gerauft; da ist der Policinell, der Straßengaukler und der öffentliche Vorleser zu Hause; da tritt ein frommer Laienbruder in die Kneipe, alles wird still, er räuspert

sich vornehm und würdig, zieht seine Mütze und beginnt zu beten — und alles mit ihm. — —

Catania ehrt seinen großen Sohn, den Komponisten Bellini, mit einem tropisch-üppigen, wohlgepflegten Garten, in dem sich alltäglich auf dem großen Musikfestplatz bei den Klängen des Gratisnachmittagskonzertes alles trifft, was in der Stadt freie Zeit hat; mit kluger Einsicht wurde ein großer Platz gewählt. Der Giardino Bellini bietet aber auch noch die herrlichste Aussicht auf die Anhöhen, die hinanführen zu dem schneehäuptigen ungekrönten Herrscher von Sizilien, dem Ätna. In seinen herrlichen, anschwellenden Linien lag er klar vor mir, klar und deutlich wie die Riesenagaven des Gartens. Die Abendsonne, die dort hinter dem Monte Judica ins Meer tauchte, zog lichte goldene Schleier über die silbernen Konturen des Berges. Platens bewundernde Ode:

„Zarte vergängliche Wölkchen umfliegen den schneeigen Ätna,
Während des Meeres Abgrund klar wie ein Spiegel erscheint —"

mag von dem farbenfrohen Zauber eines solchen Frühlingsabends diktiert worden sein. Im tiefblauen Äther verschwanden die lichten Rauchgebilde, ohne vom Sturm zerrissen zu werden: die sicherste Vorbedeutung für günstiges Wetter in den nächsten Tagen — eine wesentliche Bedingung für eine erfolgreiche Ätnabesteigung.

Denn es ist etwas ganz anderes, den Ätna zu besteigen, als vielleicht seinem Kollegen Vesuv einen Besuch abzustatten, was sich unter Umständen in einem Vormittag „erledigen" läßt. Hier handelt es sich um eine regelrechte Alpentour, bei der man auf allerhand Überraschungen, Nebel, Verirrungen, Schneestürme und so weiter, gefaßt sein muß.

Die günstigen Aussichten veranlaßten mich, die



Aussicht auf den Ätna vom Giardino Bellini in Catania.

bereits früher einmal vergeblich versuchte Tour, die uns gleichsam durch alle Jahreszeiten hindurch bis in den Winter hinaufführt, für die nächsten Tage vorzubereiten. Mundvorrat, Wurst, Käse, selbst Kaffee wurden sogleich in ausreichenden Quantitäten eingekauft und nebst wollener Wäsche, Handschuhen, Schneebrille und so weiter im Rucksack untergebracht.

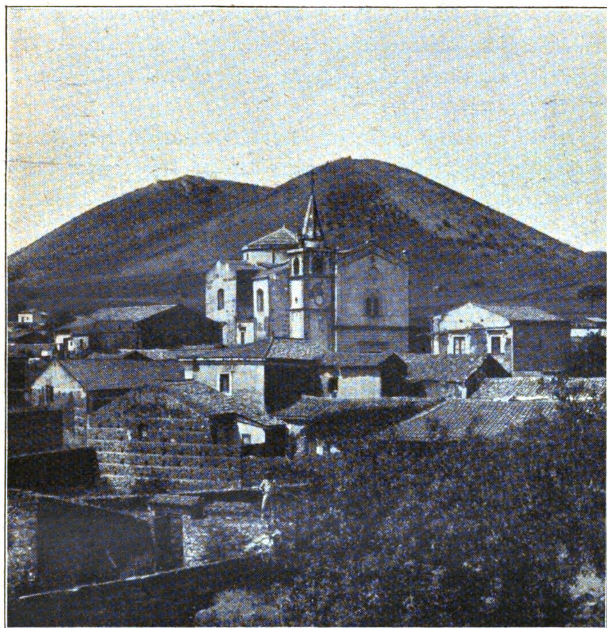
Ein Blitzreisender, der mit Eilzugsgeschwindigkeit durch die Welt rast, nur mit einem Auge in die Landschaft, mit dem anderen immer auf die Uhr sieht, wollte ich nicht sein; so teilte ich den Ausflug sogleich auf drei Tage ein. Erster Tag: Fußpartie bis Nicolosi; zweiter Tag: Aufstieg, Übernachten im Observatorium; dritter Tag: Abstieg.

Vom Domplatz, dem Herzen der Stadt Catania, ging es am nächsten Tag nach dem Gabelfrühstück die Via Stesicoro Etnea aufwärts; stolz zu Fuß, zum Entsetzen aller, die mir begegneten. Denn der Sizilianer kann nicht begreifen, wie jemand zu Fuß gehen kann, wenn seine Mittel ihm einen Esel oder gar eine Vettura gestatten. Schon Brydone schrieb vor über hundert Jahren, daß es für einen Sizilianer einfach schändlich wäre, sich auf einem Gange zu Fuß „ertappen“ zu lassen. Dieses abfällige Urteil über Fußwanderungen hat sich seitdem nicht wesentlich geändert.

Die für ganz Italien charakteristischen, jede Aussicht versperrenden hohen Gartenmauern fassen auch hier die sanft ansteigende Landstraße ein; an ihr liegen in kurzen Intervallen Haufen von kleingeschlagenem Straßenschotter. Es ist alter Lavabruch, denn der furchtbare Berg gibt alles, was in der Gegend an Steinmaterial gebraucht wird, zu Tief- und Hochbauten.

Silbernschimmernde, wolliggrüne Ölbäume recken ihre breiten Kronen über die Mauer; Orangenhaine

wechseln mit üppigen Vignen, in denen schwarzrote Trauben im Sonnenbrande sieden. Verfallene Bogengewölbe, efeuüberwachsen oder mit giftgrünem Feigenkaktus bestanden, ragen in das Tiefblau des Äthers. Ein müdes Eselein vor einer schmutzstarrenden, ehe-



Nicolosi mit den „roten Bergen".

dem zierlich bemalten Carretta trottet sich langsam in ein Mittagschläfchen. Heißer, fiebernder Glast zittert über der Landschaft. Erst als die auffällig sauberen Ortschaften Barriera, Gravina und Mascalucia vorüber waren, hörten endlich die hohen Mauern auf, und die Aussicht wurde frei. Die Straße windet sich

durch ein schwärzlichgraues, mit hohen, bizarr geformten Ginsterbüschen bewachsenes Bruchfeld, aus dem nur ab und zu zwischen Moos und Gras ein nacktes, schwarzes Felsenstück hervorstarrt; unübersehbar weit zieht es sich nach Westen. Es ist die mächtige Lava von 1669, die durch ihren Ausbruch die beiden „roten Berge“ (monti rossi) bildete, dann in gewaltig breiten Riesenströmen sich zu Tal wälzte, mitten durch die Stadt Catania hindurch, um zischend und berstend im Meere zu erstarren.

Um fünf Uhr legte ich meinen Rucksack bei Liotta in Nicolosi ein, und ein halbes Stündchen später hatte ich den einen der „beiden Brüder“, wie die Anhöhen auch genannt werden, erstiegen. Es sind zwei unangenehme, „windige“ Gesellen, die den jetzt kalten Krater von 1669 umschließen. Goethe kam auf seiner Ätnareise nicht weiter als bis hierher und gibt in seinem Tagebuch in recht drolliger Weise dem Bedauern Ausdruck, nicht einmal Mineralien gesammelt zu haben; denn er habe bei dem Sturm da oben am Kraterrand dreifache Angst ausgestanden: um seinen Hut, seinen Mantel und um sich selbst. Der fortwährende Sturm, der seltsamerweise stets auf den Monti rossi tobt, ist eine bisher unaufgeklärte meteorologische Eigenart dieser beiden Berge.

Bei Liotta, einem alle lebenden Sprachen herzerfrischend radebrechenden jungen Gastwirt, war's nachher gemütlicher, und manchem anderen Ätnawanderer schien es da schon gefallen zu haben, denn im Fremdenbuch hatte sich zu meinem damaligen frühlingsbegeisterten deutschen Dithyrambus auf den feurigen, blaßroten Ätnawein noch manch andere fremdsprachliche, aber urgermanisch verständnisfrohe Widmung gefunden.

Hier wurden auch die Führer gemietet; schließlich fanden sich noch zwei Ätnawanderer ein, ein Spanier und ein Franzose. So zog denn am nächsten Morgen eine wirklich internationale Gesellschaft hoch zu Esel am Fuße der Monti rossi westwärts, um nach etwa



Vor der Casa cantoniera.

einer halben Stunde nach Nordost, direkt auf den Gipfel zu, einzubiegen.

Das Ätnagebiet teilt sich nach Fauna und Flora in drei augenfällige Regionen, die sich gürtelförmig um den Berg herumziehen. Noch sind wir in der regione coltivata, dem Gürtel üppigster Vegetation, wenn auch Orangen und Zitronen bereits aufgehört

haben; doch ist Ölbaum, Mandel und Haselnuß noch zu finden und — Wein. Überall leuchtet er uns entgegen mit blutroten Trauben, die wie glühende Lava schimmern. Hier sollen einst schier undurchdringliche herrliche Buchen-, Birken- und Eichenwaldungen gestanden haben.

Wir kommen in die zweite Region, die ihren Namen regione boscosa (Waldregion) nicht mehr ganz mit Recht trägt. Zwar gibt man sich heute Mühe, die Waldzone mit ihren äußerst fruchtbaren, abgeholzten Geländen mit Obstkulturen neu zu besetzen, doch wird sich jener Urzustand mit seinen unschätzbar reichen Jagdgründen kaum wieder schaffen lassen. Einige immergrüne Kiefern und die sommergrüne Birke findet man in kleinen Beständen, aber je höher wir steigen, desto seltener werden sie; selbst Eiche und Rotbuche hören auf.

In der Casa del Bosco nehmen wir im Vorüberreiten eine kleine Erfrischung; dann geht es hinein in das dunkle Schiefergrau, das allmählich das Grün der Vegetation zu übertönen beginnt, die bei etwa 2000 Meter fast ganz aufhört und nur noch verkümmerte Reste aufweist. Wir betreten die letzte Region, die regione deserta, die trostlose Wüste; die bei der eruptiven fortwährenden Umgestaltung des Bodens auch nicht einmal für Alpenflora geeignet ist. Das einzige, was noch an Vegetation erinnert, sind einige versteckte Rainfarnstengel und wuchernder Kugelrasen, der sich auf dem klingenden, bröckeligen Aschengestein in Teppichen bis zu zwei Meter breit macht. Animalisches Leben ist hier oben nicht mehr zu finden.

Im nächsten Unterkunftshaus, der Casa cantoniera, die nach etwa vierstündigem Ritt erreicht war, wird Rast gemacht und aus den mitgebrachten Vorräten ein

Gabelfrühstück zusammengestellt, nach dessen Bewältigung sogleich wieder aufgebrochen wurde. Die Mahnung der Führer, jetzt schon wollene Wäsche anzulegen, glaubten wir angesichts des mittäglichen Sonnen-



An der Vallata del Bove.

brandes, den auch die Bergesfrische nicht abschwächen konnte, nicht befolgen zu brauchen.

Als wir nun gestärkt aus dem staubverwehten Häuschen traten, sahen wir erst all die Herrlichkeiten um uns, die wir vorhin, ausgehungert und ein wenig ermüdet, nicht recht wahrgenommen hatten. Da lag er nun vor uns, der Gewaltige, den wir jetzt zu be-

zwingen gedachten, lichtweiße Wölkchen über dem Scheitel, der samtweich in den tiefen Azur ragte. Unter uns das wundersame Land, an dessen Gestaden einst Odysseus landete, wo an sprudelnden Quellen die Nymphen Ausoniens tanzten, Galatea die schönste unter ihnen, bis Polyphem, das Scheusal, ihren Geliebten Acis erschlug — — doch die Führer ließen uns keine rechte Zeit zum Träumen von vergangenen Zeiten; sie meinten, daß es oben noch weit schöner sei.

Nach wenigen Minuten verließen wir den Hauptweg, zogen zu einem kleinen Abstecher auf scheußlichem Pfade ostwärts und standen auch bald am Abgrund vor einem gewaltigen Lavatal von etwa fünf Kilometer im Durchmesser, der Vallata del Bove. In schroffen, 600 bis 1200 Meter hohen Felswänden fällt die Lava senkrecht in die Niederung; an drei Seiten ragen die Felswände, und nur nach Osten zu ist das Tal offen. Wir stehen an der geologisch vielleicht merkwürdigsten Stelle des Ätna, denn höchst wahrscheinlich bildet gerade die höchste und steilste Felsenecke, der Balzo di Trifoglietto, auf der wir soeben stehen, den Urkrater des Ätna.

Im Weiterreiten wenden wir unseren Blick abwärts nach Süden, wo weite Schneeflächen wie frische Wäschestücke im Sonnenbrand zum Bleichen liegen. Dort im Schutz der hohen Felsen liegt der Schnee in starken Ablagerungen und trotzt selbst dem glühendsten Sommersonnenbrand; kann doch schon über Nacht Neuschnee hinzukommen. Dort sind eine Schar Männer eifrig beschäftigt, den Schneegruben ihren sehr geschätzten eisigen Inhalt zu entnehmen und, in Säcken verschnürt, auf Eseln zu Tale zu fördern. Die ganze Umgebung des Ätna, soweit sie auf Naturkälte angewiesen ist, bezieht ihren Bedarf daran von

—

hier oben. Klingt es nicht sonderbar, daß die schon halb den Tropen angehörende Insel Sizilien zur Herstellung der weltbekannten, köstlichen Fruchteise, Sorbets, und Eiswasser den Bedarf an Kälte dem Feuerberg entnimmt?

Auf dem nun folgenden Ritt verlor ich fast das



Blick vom Observatorium nach dem Hauptkegel.

Interesse an der Landschaft vor Mitleid mit unseren Eseln. Fußtief versanken sie in der Asche; stieg ich ab, so tappte ich ebenso erbarmungswürdig in dem schimmernden schwarzgrauen Mehl.

Nach etwa dreistündiger Quälerei erreichten wir endlich die Casa Etnea, das Observatorium unterm

Gipfel, nachdem wir kurz vorher dem Torre del Filosofo, den man für das Observatorium des Empedokles von Akragas hält, einen Besuch abgestattet hatten.

So hatten wir das Ziel erreicht, und das günstige Wetter verhieß uns zwiefachen Genuß: heute Sonnenuntergang und morgen Sonnenaufgang. Nur ein kleines Hindernis war noch zu bewältigen: die 300 Meter bis zum Gipfel, die man höchst persönlich erklettern muß. Nur 300 Meter, aber ich werde ewig an sie denken! Baedeker meint, man rutsche bei jedem Schritt einen halben wieder zurück. Das stimmt nicht ganz; wenigstens ich erlaubte mir bisweilen tiefer zurückzusinken, als ich vorwärts gekommen war. Und so verwandten wir denn geschlagene zwei Stunden auf die 300 Meter. Schweflig riechende Rauchschwaden schlugen uns entgegen; wir mußten die Taschentücher zu Hilfe nehmen. Ganz von selbst drängte sich ein Vergleich mit dem Vesuv auf, dessen letzter Anstieg dagegen verhältnismäßig doch nur eine Spielerei ist.

Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang kamen wir auf dem Gipfel des höchsten europäischen Vulkans an und schauten mit gleicher Bewunderung in die herrliche Landschaft, wie in den grausigen Höllenschlund. Ein Riesenschornstein, den man, wäre ein hübscher Promenadenweg angelegt, in etwa drei Viertelstunden umwandern könnte. Wie alle Krateröffnungen ist auch die des Ätna fortdauernden Veränderungen unterworfen. Jahrzehntelang war er geteilt und hatte zwei Öffnungen, denen fortdauernd der weißgelbe, übelriechende Rauch entstieg. Seit Jahren ist nun wieder nur eine Öffnung da, die sich durch ausgeworfenes Gestein und Asche bisweilen verkleinert, bis wieder alles nach innen zusammenbricht und dadurch das Krater-



Der Krater des Ätna.

loch ins Riesenhafte erweitert wird. Besetzt ist der Schlund von schräg abfallendem, dunklem, von Schwefelblüte gelbbehauchtem Gestein, an dem sich die Rauchschwaden gespensterhaft hinziehen.

Ein eigenes Gefühl schleicht uns ins Herz. Geheimnisvoll, beängstigend brodelt und siedet es um uns her, und vor uns tief im Höllenrachen, dem man sich nicht nähern kann, Glut und Feuer. Da platzt tief dort unten mit lautem Krach eine Bombe; dann rollt unterirdisches dumpfes Dröhnen heran, das den ganzen Berg zu erschüttern droht und uns gleichsam wie ein Memento entgegenklingt: wenn's ihm gefällt, prustet er uns glattweg in den Himmel hinauf.

Hier stehen Tod und Leben auf einer Scholle. Weltenfremd, fern von der Mühsal des Tages in grandioser, öder Pracht ist hier ein Eingang zur Unterwelt.

Hier ruht Empedokles von Akragas. Wissensdurst, Schönheitssinn und seine Verehrung für des Feuers Element ließen den großen Philosophen des Altertums sich mehr als gut mit dem Gewaltigen beschäftigen. Man weiß nicht, hat Empedokles freiwillig den Tod im Ätnakrater gesucht oder ist er bei seinen Forschungen verunglückt.

Auch Kaiser Hadrian hat den unvergleichlichen Zauber des Feuerberges gekannt und sich sogar eine Villa auf dem Ätna bauen lassen. Wie eine ununterbrochene Kette ziehen sich die Namen der Bewunderer der Ätnaschönheiten aus dem Altertum bis in die neueste Zeit. Denn außer dem aufregend schönen Schauspiel, das ein jeder Feuerkrater aufweist, bietet der „Ernährer des Schnees“, wie Pindar den Ätna nennt, noch landschaftlich das Schönste und Erhabenste, was sich denken läßt.

Im Nachmittagssonnenglanz lag die ganze Ostküste Siziliens da wie ein Riesenaquarell. Dort oben liegt Messina. Liegt? Ach Gott, das arme Messina! Wurde es nicht auch ein Opfer des Feuerberges? Ob tektonisch oder vulkanisch — wer weiß es? Und dort



Blick vom Krater südwärts.

drüben über dem blauen Strich der Adria, unter den Höhenzügen des Aspromonte das zerstörte Reggio. Ist es doch, als gehörte das Furchtbare zur Schönheit dieser Landschaft.

In herrlich geschwungenen Konturen zieht sich die Strandlinie gen Süden bis zur Burg des Dionysos,

bis Syrakus. Die Südküste verlor sich erst bei Girgenti ins Nebelgraue, und die ganze Nordküste war zu erkennen bis Cefalu, dessen seltsame Küstenstriche im Sonnenglast vergingen. Drüben ragten die Höhen von Kalabrien, im Abendsonnenlicht glühend, in den dunklen Äther hinein und zwischen all den Inselgebilden das satte Blau der Adria.

Auf der Spitze des Berges steht man wie im Mittelpunkte eines Kreises, von dem aus sich verschiedenfarbige Streifen zur Peripherie ziehen; es sind die Lavaergüsse, die sich einst von der Höhe zu Tal wälzten. Wie kohlschwarze Striche liegen die letzten Schlacken von 1886 und 1892 nach Süden, und je nach den Jahrhunderten, die darüber hinweggegangen sind, färben sich die Striche ins Aschgraue. Der Kegel aber, auf dem wir stehen, nimmt sich aus wie ein schwarzes, samtweich schimmerndes Feld, wie eine glänzende Wüste, wenn man für den herrlichen, unvergeßlichen Anblick einen Vergleich wagen darf. Nach unten zu mischt sich die Samtfläche immer mehr mit Schlacken und Asche verschiedenster Färbung, Felsgestein, bis es tief unter uns das Grün erreicht und unten am Fuße in den satten Farben des immerwährenden Frühlings verebbt.

Im Tale war es schon längst dunkel, als sich für uns hier oben die Sonne neigte. Farbentöne in herrlichen Nüancen zogen vom Berg zu Tale und vom Tale zum Meer; die Nacht hatte sich unten niedergelassen, als uns die Sonne ihre letzten Strahlen sandte, und das Sieden, Brodeln und Dröhnen ängstigte mehr als vor einer Stunde.

In jener Nacht haben wir etwas gefroren in der luftigen Baude. Aber die unvergleichliche Erhabenheit und Schönheit des nächsten Morgens ließ alles vergessen.

Noch einmal gaben wir uns ganz dem Zauber dieses einzigartigen Schauspiels hin; dann, als die Sonne höher stieg, rüsteten wir uns zum Abstieg.

In Nicolosi ging die ganze Gesellschaft, mit der ich herrliche Tage verlebt, auseinander; die Führer blieben da, die beiden Reisegefährten zogen nach Taormina, dem wunderhübschen Felsennestchen mit den grandiosen antiken Theaterresten, und ich wandelte mutterseelenallein zurück an den Strand der Lästrygonen mit einem Gefühl im Herzen wie Odysseus, als er diesen Strand verließ: „Froh der bestandenen Gefahr, doch ohne die lieben Gefährten.“





Wie Mabel Connor das Dichten lernte.

Von Harry Nitsch.

□ □

(Nachdruck verboten.)

Alfred Lode las den Brief seiner jüngeren Schwester, die in einer Wiesbadener Pension lebte, jetzt zum dritten Male:

„Sei mir nicht böse, lieber Alfred, aber ich konnte es leider nicht verhindern! Doch ich will für den folgerichtigen Aufbau meines Briefes besorgt sein, sonst sagst Du wieder mit Deinem impertinenten Lächeln: ‚Die Frauenzimmer können nicht logisch denken.‘ Und wir haben euch Männer doch auf dem Gebiete der Schriftstellerei längst eingeholt. Gehört zu diesem Berufe das logische Denken vielleicht nicht? Und wir werden euch noch auf manchem anderen Gebiete einholen. Wir sind eben seit Jahrtausenden eingeschachtelt gewesen. Das will nachgeholt sein. Aber in hundert Jahren — — doch ich verliere mich. Ich wollte Dir von Mabel Connors Wunsch schreiben.

Mabel Connor ist zwanzig Jahre alt, hat ein Gesichtchen wie die entzückende Lady mit dem großen Federhut auf Papas altem englischen Kupferstich und ist ein liebes Mädel. Sie lebt in unserer Pension, weil ihre Eltern, die in England großen Landbesitz haben, immer auf Reisen sind. Mabel liebt dieses Zigeunerleben nicht. Sie ist auch sehr gescheit, nur

zuweilen hat sie einen kleinen, ganz kleinen Spleen. Wir nennen es Spleen, weil sie eine Engländerin ist; wäre sie eine Deutsche oder Französin, würden wir uns weniger höflich ausdrücken.

Mabels neuester Spleen ist — lache nicht, Alfred — das Dichten zu lernen. Sie kannte in England eine junge Dame, die bei einem jungen Herrn das Dichten gelernt hat. ‚Gelernt' — so sagt Mabel; Gedanken darüber kannst Du Dir selbst machen.

Sie ist also jetzt auf der Suche nach einem jungen Herrn, bei dem auch sie das Dichten lernen kann. Einem Alten traut sie die rechte Lehrfähigkeit jedenfalls nicht mehr zu.

Nun habe ich Unglückswurm ihr verraten — bitte, schlag mich nicht tot — daß ich einen Bruder habe, der noch in den besten Jahren ist und als Schriftsteller das Dichten gewissermaßen von Berufs wegen betreibt.

Lieber Alfred, ich hoffe, daß die Freude Dich nicht töten wird: Mabel Connor will also bei Dir das Dichten lernen. Bitte sehr, ich habe alle meine Überredungskunst angewandt, um sie von dem Gedanken abzubringen, aber wenn ein im britischen Inselreich Geborener einmal einen Spleen hat, dann hält er fest.

Ich sollte Dich sofort nach Wiesbaden kommen lassen — natürlich auf ihre Kosten. Als ich ihr begreiflich machte, daß Du Dich darauf sicher nicht einlassen würdest, weil Du das Lehren der Dichterei ja nicht berufsmäßig, wie etwa ein Tennis- oder Golfspiellehrer, betreibst, da entschloß sie sich — bitte, Alfred, setz Dich, falls Du stehen solltest — sie entschloß sich, auf drei Wochen nach Dresden zu kommen. In drei Wochen hofft sie das Kochen — ich wollte schreiben: das Dichten — perfekt erlernt zu haben. Sie will es natürlich ‚auf deutsch' lernen, denn sie beherrscht die

Sprache ‚des Dichtermeisters Herrn v. Goethe‘ — so sagt sie selbst — wie ihre eigene. Ich habe sie überhaupt im Verdacht, daß sie von mütterlicher Seite her deutsches Blut in den Adern hat und daß sie nur so englisch ‚tut‘.

Morgen kommt sie, lieber, guter Alfred. Mach mit ihr, was Du willst. Am besten ist es, Du heiratest sie. Dann wird ihr das Dichten ganz von selbst vergehen. Was aber nicht etwa eine Bosheit gegen Dich sein soll. Ich meine nur, daß eine glückliche Frau keine Zeit zum Dichten hat. Und Deine Frau wird einmal glücklich sein, das sagt mir die Stimme des Blutes.

Ich umarme Dich, lieber Alfred, und empfehle mich Deiner Gnade. Thea.“

— — — — — — — — — — — — — —

„Das Mädel ist verrückt, total verrückt!“ rief Alfred Lode und ließ die Frage offen, ob er Thea oder Mabel meinte. „Ich werde dieser Pensionsgans heimleuchten!“

* * *

Als Mabel am nächsten Tag kam, sah Alfred Lode, daß es mit dem „Heimleuchten“ nicht so einfach gehen werde. Dazu war das Mädchen zu liebenswürdig und vor allem zu hübsch. Ja, wenn sie häßlicher gewesen wäre! dachte Alfred und schämte sich sogleich dieser wenig ritterlichen Regung. Nun wollte er die Sache von der humoristischen Seite anfassen.

Er fragte sie: „Sie wollen also bei mir das Dichten lernen, gnädiges Fräulein?“

Mabel sah sich neugierig in dem Zimmer um, betrachtete die stattliche Bibliothek mit Interesse, setzte ihren Hut auf die Büste des „Dichtermeisters Herrn v. Goethe“ und versuchte, ihre Handschuhe an der langen Nase des marmornen Schiller aufzuhängen.

Dann sagte sie mit schwärmerischem Augenaufschlag: „So sieht also das Heim eines Dichters aus! Wie interessant! Ich möchte auch so wohnen."

„Sie wollen also bei mir das Dichten lernen?" wiederholte Alfred seine Frage.

„Ich möchte sehr gern. Wollen Sie mir Stunden geben? — Was ist das für eine bunte Kappe?"

Sie zeigte auf die Reliquien aus Alfreds lustiger Studentenzeit, die über der Türe hingen.

„Alt-Heidelberg, du feine!" sagte Alfred, und die herrlichen Tage wurden wieder lebendig. „Es ist mein Studentencerevis."

„Davon müssen Sie mir mehr erzählen, Herr Doktor," rief Mabel lebhaft. „Ich liebe Heidelberg und seine fröhlichen Studenten."

Und Alfred erzählte. Er wurde zum glänzendsten Schilderer des heiteren Lebens in der Perle des Neckars. Begeisterte ihn die Erinnerung an die herrlichen Tage so oder seine schöne, aufmerksame Hörerin?

Nach einer Stunde sprang Mabel auf. „Thea hat mir gesagt, daß Ihre Zeit kostbar sei. Ich gehe jetzt, Herr Doktor. Zum Dichtenlernen sind wir leider nicht gekommen. Doch das schadet nichts. Das lernt sich wohl schnell. Wann darf ich wiederkommen?"

„Bitte — morgen!" —

Als Mabel am nächsten Tage in Alfreds Arbeitszimmer trat, rief sie freudig: „Ach, die herrlichen Rosen! Wer hat sie Ihnen gegeben?"

„Mein bescheidenes Heim hat sich geschmückt, um seine schöne Schülerin würdig zu empfangen," erklärte der Dichter Alfred und wurde ein wenig verlegen.

„Wie liebenswürdig!" rief Mabel und reichte ihm die Hand. „Ich liebe Rosen sehr. Auf unserem Landsitz in Brighton habe ich einen kleinen Rosengarten,

den ich ganz allein pflege, wenn ich dort bin. Und in unseren schottischen Besitzungen liegt ein kleines Märchenschlößchen, das rings von einer Rosenhecke umgeben ist. Wie Dornröschens Schloß. Mein Vater hat es mir einst geschenkt, weil ich so sehr für Märchen und besonders für Dornröschen schwärmte."

„Wer Märchen liebt, hat ein gutes Herz!" sagte Alfred. „Erzählen Sie mir von Ihrem kleinen Feenschloß!"

Nun erzählte Mabel, und so lebhaft, daß die Zeit wieder wie im Fluge verging.

„Ach, nun haben wir wieder nicht gedichtet!" rief sie und sah nach der Uhr. „Aber morgen beginnen wir sogleich, wenn ich komme."

„Gewiß, mein gnädiges Fräulein. Ich werde alles vorbereiten."

— — — — — — — — — — — — — —

„Heute wird also gelernt und nicht geplaudert!" begrüßte Alfred das schöne Mädchen am nächsten Tage ernst.

„Gelernt? Ach so! Das Dichten! Es ist merkwürdig, bei Ihnen vergesse ich stets, warum ich hergekommen bin. Also lernen wir!"

Seufzend setzte Mabel sich an den Schreibtisch und nahm die Feder.

Alfred stand neben ihr und spürte den Duft ihres goldblonden, reichen Haares. „Dichten ist die Kunst, in gebundener Form zu schreiben," begann er langsam. „Herz — Schmerz. Triebe — Liebe — Hiebe." Ärgerlich unterbrach er sich: „Nein, so geht das nicht. Es ist am besten, wenn wir mit praktischen Übungen beginnen." Und er studierte aufmerksam die krausen Löckchen auf ihrem schöngeformten weißen Nacken. Als sie ihn fragend ansah, fuhr er hastig fort: „Suchen

Sie eine zweite, sich reimende Strophe auf dieses: Alt-Heidelberg, du feine!“

Mabel überlegte und sagte zögernd: „Also einen Reim auf feine? Die alte Schloßruine ist doch wundervoll! Die verkörperte Poesie. Wenn ich an sie denke, muß ich träumen. Ich war oben, als das Tal im tiefen Dunkel lag, und in Heidelberg die Lichter aufglommen. Dann wieder beim Mondenscheine — —“

„Halt!“ rief Alfred. „Sie reden wie eine vollendete Dichterin — und wollen es erst bei mir lernen? Beim Mondenscheine wollen wir bleiben.

Alt-Heidelberg, du feine,
Im hellen Mondenscheine!

Nun weiter!“

Mabel sah ihn ganz erstaunt an und fuhr träumerisch fort: „Ich sah das alte Schloß, wie es in nächtlicher Dunkelheit flammend aufleuchtete und wie in Glut getaucht schien. In Schottland liegt ein altes Kastell, es gehörte einst den Stuarts, das eine düstere Geschichte hat. An dieses mußte ich in Heidelberg immer denken. Soll ich Ihnen die Geschichte erzählen? Sie handelt von heißer, aber unglücklicher Liebe.“

Alfred nickte und setzte sich neben Mabel, so daß er das feine Profil ihres süßen Gesichtchens sehen konnte.

Und Mabel erzählte. Die Zeit flog, und das Dichtenlernen war vergessen.

„Aber morgen ganz bestimmt!“ sagte Mabel beim Gehen. Sie wurde rot, als sie ihm die Hand reichte, weil er sie mit gewissenhafter Gründlichkeit küßte.

„Morgen ganz bestimmt, Fräulein Mabel!“ wiederholte er, sagte aber nicht mehr gnädiges Fräulein.

* * *

„Wir wollen heute wieder mit einem praktischen Beispiel beginnen,“ sagte Alfred, nachdem Mabel seine ihr überreichten Rosen im Gürtel befestigt hatte.

„Einverstanden!“ rief Mabel. „Beginnen wir.“

Alfred nahm ihre Hand, sah dem Mädchen in die blauen Augen und sagte langsam, mit bewegter Stimme:

„Du tratest in mein stilles Leben.
Ich sah dich und ich liebte dich.

Können Sie hierauf zwei abschließende Strophen finden, Mabel?“

Das Mädchen schloß die Augen und sagte leise, mit zitternden Lippen:

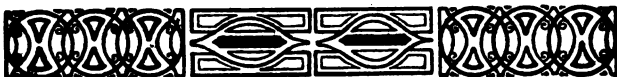
„Ich habe mich dir ganz ergeben.
Ich bin jetzt du und du bist ich.“

Ihre Hände schlossen sich fest ineinander, und die Lippen fanden sich zum ersten Kuß.

So saßen sie lange — still und glücklich.

Endlich schlug Mabel die Augen wieder auf und sagte mit schelmischem Lächeln: „So — das Dichten kann ich jetzt. Nun werde ich noch das Kochen lernen.“





Aus dem Wespenleben.

Von E. E. Weber.

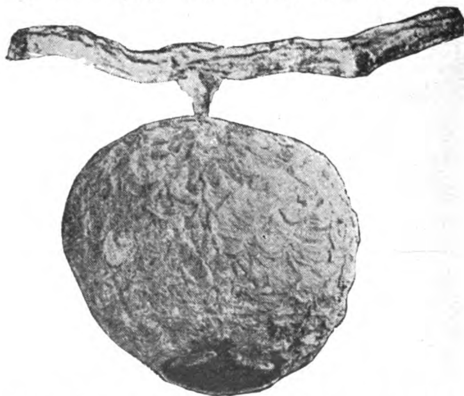
Mit 11 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Der Naturforscher, der im Winter die Wälder durchstreift, findet zuweilen in dem abgeworfenen, vermodernden Holz eine einzelne größere Wespe, die in dem Spalt eines stärkeren Astes sitzt. Es ist keine gewöhnliche Wespe, sondern eine im Winterschlaf ruhende Königin, die bestimmt ist, ein neues Reich zu gründen, und die Mutter aller ihrer Untertanen zu werden. Ihre Hochzeit feierte sie in den Tagen des vorausgegangenen Sommers. Als sich dann die Fröste des Herbstes einstellten, hielt sie Umschau nach diesem schützenden Versteck, faltete die Flügel zusammen und biß sich mit den Kiefern in dem Holz fest, für den Fall, daß sie, im Schlaf befangen, den Halt mit den Füßen verlieren sollte.

Sowie sich die ersten Anzeichen des Frühlings bemerkbar machen, erwacht die Königin. Ihre erste Sorge betrifft ihre Toilette. Sie wischt sich die Augen aus, stäubt sich die Flügel ab und poliert ihren Brustpanzer. Dann aber richtet sich ihre Aufmerksamkeit auf ein wichtigeres Geschäft.

Denn nun gilt es, einen geeigneten Platz für die Gründung ihres Reichs auszusuchen. Unsere Königin gehört zu der verbreitetsten Wespenart, zur gemeinen Wespe. Die gemeine Wespe legt ihr Nest in einer Höhle unter dem Erdboden an, und zwar befestigt sie

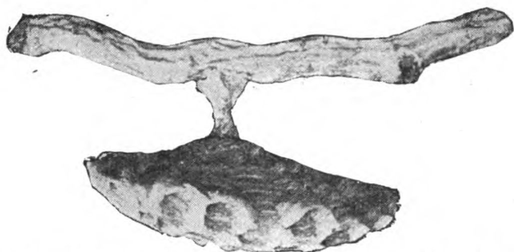
es hier an einer Baum- oder Strauchwurzel. Andere Arten dagegen hängen ihre Nester an Äste oder legen sie auch in Baumhöhlungen an. Das ganze Bestreben der Königin der gemeinen Wespenart läuft daher jetzt darauf hinaus, ein für ihre Zwecke geeignetes Erdloch zu finden. Summend umfliegt sie unablässig die Straßengräben und Böschungen der Sandgruben, bis sie endlich einen passenden Platz entdeckt hat.



Das Nest mit Schutzhülle im Alter von einigen Wochen, allein von der Königin hergestellt.

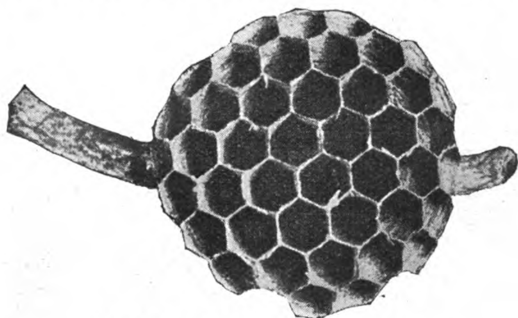
Oft genug muß allerdings eine Königin ihren Eifer mit dem Leben bezahlen. Ein Kälterückfall oder ein heftiger Regenguß tötet sie, ein Vogel fängt sie, oder der Fuß eines Menschen zertritt sie. Aber nehmen wir an, daß die Königin glücklich ein Erdloch von fünf bis sieben Zentimeter Durchmesser auffindet, an dessen Decke sich eine stärkere Wurzel hinzieht. Zunächst erweitert sie nun die Höhlung etwas, indem sie emsig die kleinen Erdteilchen hinausträgt. Nachdem sie dies erledigt hat, beeilt sie sich, das nötige Baumaterial für die Anlegung des Nestes zu beschaffen.

Sie fliegt nach alten Plankenzäunen oder anderem ihr zugänglichen Holzwerk und beißt hier mit den Kiefern winzige Holzstückchen ab, die sie mit Speichel tüchtig durchmengt und fein zerkaut. Auf diese Weise



Das Nest nach Entfernung der Schutzhülle seitlich gesehen.

stellt sie sich eine Art grobes Holzpapier her. Aus diesem Papier fertigt sie ihren ganzen Bau an. Mit einem kleinen Kügelchen beladen, fliegt sie zur Höhle



Dasselbe Nest von unten gesehen.

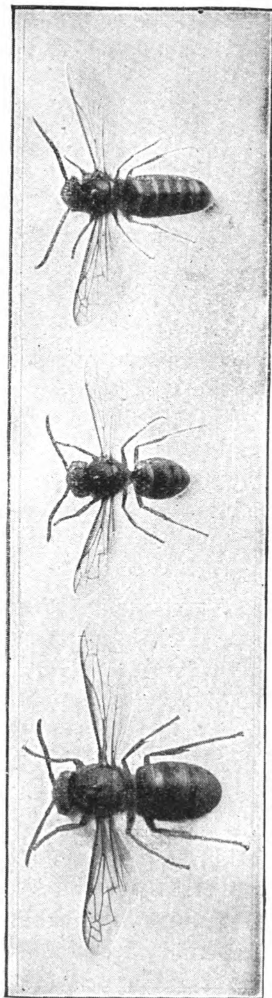
zurück und heftet die feuchte Masse an die Wurzel an. Stunde um Stunde, Tag für Tag wiederholt sie ihre Reise hin und her, stets ein Kügelchen der Papiermasse herbeischleppend. Im Verlauf von etwa einer

Woche ist ihre Arbeit so weit vorgeschritten, daß nun ein kleiner grauer Ball an einem Stiel von der Wurzel herabhängt. Unter dieser Schutzhülle baut sie jetzt mehrere enge Gemächer oder Zellen, und in eine jede dieser Zellen legt sie ein Ei, das sie, da die Öffnung der Zellen direkt nach unten gerichtet ist, fest an seinem Platz anleimt.

In diesem Zeitpunkt kommt es der Königin hauptsächlich darauf an, sich möglichst schnell Mitarbeiter für ihr Werk zu verschaffen. Die Zellen haben deshalb jetzt auch nur die Form von flachen Schüsselchen. Später, wenn die Larven aus den Eiern gekrochen sind und zu wachsen beginnen, werden die flachen Zellen, je nachdem es das Bedürfnis verlangt, an den Rändern mehr und mehr erhöht. Zuletzt ist die Königin so erschöpft, daß sie die Papierbereitung einstellen muß. Doch bringt ihr dies keinen Nachteil. Denn nun haben sich einige Larven schon so weit entwickelt, daß sie als fertige Wespen auskriechen. Sie gleichen ihrer Mutter und gleichen ihr doch auch nicht. Nach Gestalt und Farbe stimmen sie mit ihr überein, auch tragen sie einen Stachel, aber sie sind kleiner wie sie, nicht völlig ausgebildet und legen daher auch keine Eier. Sie haben nur die Aufgabe, die häuslichen Arbeiten der Ansiedlung zu besorgen, und deshalb bezeichnet man sie auch als Arbeiter.

Mit der Ankunft der Arbeiter, deren Zahl durch die täglich auskriechenden Larven schnell anschwillt, verwendet die Königin alle ihre Kraft auf das Eierlegen. An ihrer Stelle erweitern nunmehr die Arbeiter das Nest, bessern es aus und füttern und reinigen die Larven. Sie durchfliegen die Umgegend, sammeln Futter ein und bereiten das Baumaterial, so daß mit dem Vorrücken des Sommers auch das Wespenreich

zunimmt, und seine Bevölkerung reißend wächst. Die erste Wabe wird erweitert, neue Waben, die aneinander an Papierstengeln hängen, werden hinzugefügt, und gleichzeitig wird der Schutzhülle eine Lage nach der anderen angesetzt.



Eine Drohne. Ein Arbeiter. Eine Königin.

Die drei Typen der gemeinen Wespe.

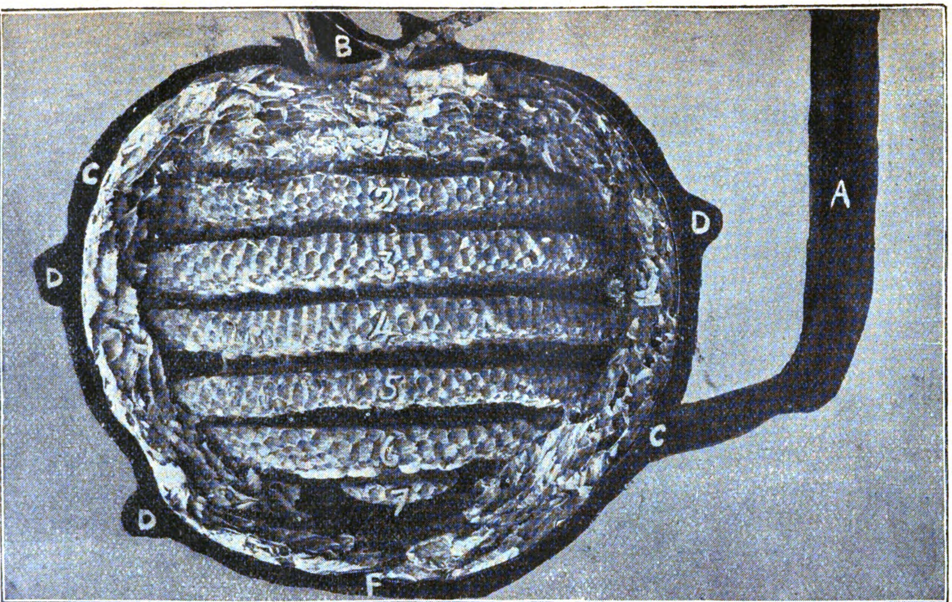
Außerdem muß aber auch noch die Erdhöhlung erweitert werden. Daher wird von den Arbeitern Tag für Tag, wie es die sich vergrößernde Masse des Nestes erfordert, Erde losgelöst und entfernt. Das ist schon ein schweres Stück Arbeit, noch schwieriger aber ist es, die Zugangsröhre, die vom Nest nach außen führt, und die mehrere Fuß lang ist, offenzuhalten, da sie oftmals unter Steinen verläuft, die auf ihre Decke drücken. Zudem vermehrt sich die Kolonie beständig, und es werden daher Unterkunftsräume für die Nacht und bei Regenwetter nötig. Endlich muß der Zellstoff von den oberen alten Waben beseitigt, und schließlich auch noch eine geräumige Halle hergerichtet werden, in der sich die erwachsenen Wespen

aufhalten können, um zu rasten und sich zu erwärmen. Diese Unsumme von Obliegenheiten lastet auf den Arbeitern. Eine blühende Kolonie umfaßt mitunter mehr als zwölfhundert Tiere, die alle von einer einzigen Königin abstammen.

Es ist eine Besonderheit der Wespenarchitektur, daß, obwohl das Nest ununterbrochen erweitert wird, es doch nie unvollendet aussieht. Die äußere Hülle ist stets rund und glatt und bis auf den Eingang völlig geschlossen. In dem Maße nämlich, als die Waben von Tag zu Tag zunehmen, wird die Schutzhülle von innen abgetragen und außen mit neuen Schichten bekleidet. Offensichtlich verursacht dieses Verfahren eine viel größere Arbeit und verlangt viel mehr Baustoff, als wenn das Nest gleich zu Anfang in einem größeren Umfang angelegt würde, und das um so mehr, als die Wespen den alten Baustoff nicht wieder verwenden. Aber der Grund hierfür ist, daß das Nest immer geschlossen sein muß, damit die Larven jederzeit vor Kälte und Zugluft geschützt sind.

Stellen wir uns vor, wir betreten ein Wespennest und nehmen auf der oberen glatten Fläche einer Wabe Platz, so werden wir unbedingt das Gefühl haben, uns in einer verkehrten Welt zu befinden. Denn wenn wir den Blick nach oben richten, sehen wir in die Zellen der über uns wagrecht hinstreichenden Wabe hinein. Die Öffnungen der Zellen sind nämlich nach unten gerichtet. Einige der Zellen enthalten, wie wir erkennen, Eier, andere Larven in den verschiedenen Wachstumsstufen, und noch andere umschließen von Seidenfäden umsponnene Kapseln. Diese letzteren sind die Puppen der Wespen, die dem Ende ihrer Verwandlung nahe sind.

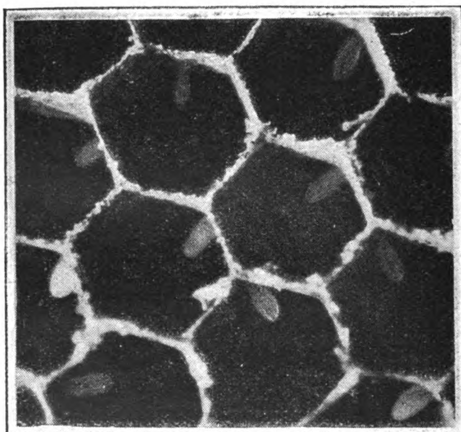
Warum die Wespen diese nach unten gerichteten



Das Nest zur Zeit seiner höchsten Entwicklung.

A Zugangsröhre. B Die Wurzel, an der das Nest befestigt ist. C Zwischenraum zwischen der Schutzhülle und der Höhlenwand. D Seitengalerien für Arbeiten an der Außenwand der Schutzhülle. F Der einzige Eingang zum Nest. 1—7 Waben. Wabe 1 birgt eine geräumige Halle zur Unterkunft der erwachsenen Wespen bei Nacht und schlechtem Wetter.

Waben zur Aufzucht ihrer Nachkommen im Gegensatz zu den Waben der Honigbienen, die nach oben sehen, gewählt haben, ist ein Geheimnis. Denn es ist klar, daß diese Lage verschiedentliche Nachteile mit sich bringt. Es wurde bereits erwähnt, daß die Königin

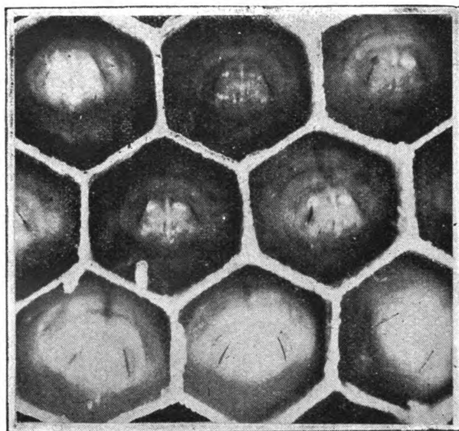


Zellen mit Eiern, die an die Zellenwand angeleimt sind.

ihre Eier an den Wänden der Zellen festleimt. Wenn nun die Larven auskriechen, bleiben sie mit dem hinteren Körperende noch eine Zeitlang in den Eihüllen. Dabei bewegen sie das Körperende hin und her und wenden den Kopf der Zellenöffnung zu, um hier das Futter von ihren Ernährern zu empfangen. Werden sie größer, so müssen sie diese ursprüngliche Lage verändern und sich nach dem Futter hinwinden, das am Eingang der Zelle aufgestapelt wird. Nun besitzen aber die Larven nur zwei Greiforgane, die Kiefern, und am Leibesende eine Art Saugfuß. Es ist daher unausbleiblich, daß, wenn die Larven mit dem einen

Greiforgan loslassen, bevor sie sich mit dem anderen festgeklammert haben, sie kopfüber aus der Zelle herausfallen. Das geschieht denn auch oft genug. Aber es ist merkwürdig, daß diese häufigen Unglücksfälle die Wespen nicht dazu bewogen haben, ihre Bauweise entsprechend abzuändern. Vielmehr scheinen sie die Unfälle als etwas ganz Natürliches hinzunehmen, denn sie setzen die herausgefallenen Larven nicht wieder an ihren Platz, sondern tragen sie auf einen Haufen in einiger Entfernung von dem Nest zusammen.

Die Larven aber, denen es gelingt, sich mit ihren Saugfüßen an den Zellen festzuheften, haben bald

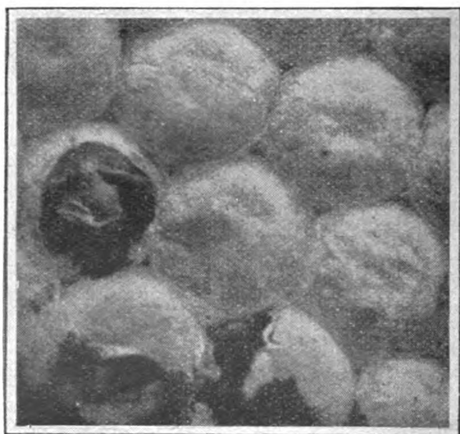


Zellen mit Larven.

keine Gefahr mehr zu befürchten, denn sie füllen in kurzem ihre Wiege völlig aus. In regelmäßigen Zwischenpausen werden sie von den geschäftigen Arbeitern mit Futter versorgt, das hauptsächlich aus den weichen Teilen von Insekten, daneben aber auch aus

Blumennektar und Fruchtsaft besteht. In zehn bis vierzehn Tagen, nachdem die Larve aus dem Ei gekrochen ist, ist sie herangefüttert und nun fähig, den Fadendeckel vor die Öffnung ihrer Zelle zu spinnen. Dann vollzieht sich an ihr im geheimen die wunderbare Umwandlung, die darin gipfelt, daß sie als fertiges Insekt zum Vorschein kommt.

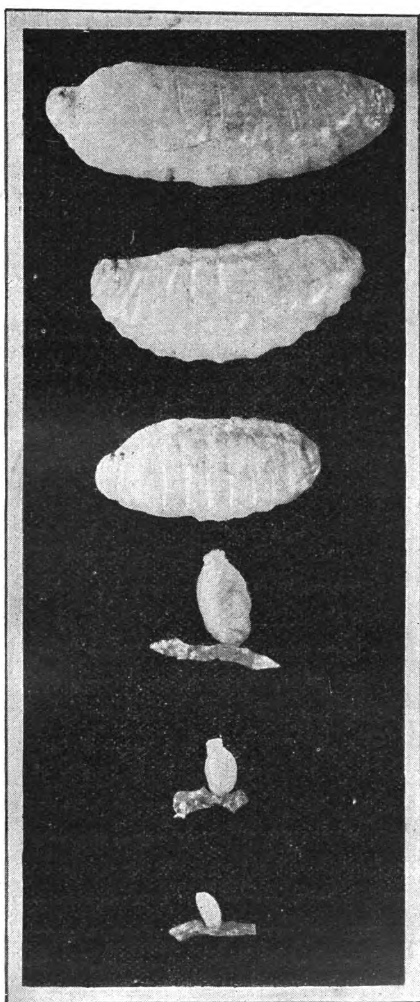
Die ganze Umwandlung vom Ei bis zum fertigen



Zellen mit Puppen; die Zellen sind gedeckelt.

Insekt dauert unter günstigen Bedingungen ungefähr drei Wochen. Aber die neue Wespe ist noch farblos und weich, und sie verbringt daher erst noch einige Zeit im Schutz des Nestes, bis sie auf die Nahrungssuche zum Nutzen des Gemeinwesens ausgeht.

Die übrige Laufbahn eines Arbeiters ist bald erzählt. Zuerst, wenn er jung und kräftig ist, muß er alle Energie auf die Erweiterung und Unterhaltung des Nestes verwenden. Nach etwa drei Wochen verliert er die Fähigkeit, Papier zu bereiten. Nun ist er



Die Entwicklung des Wespeneies bis zur ausgewachsenen Larve.

in die Reihe der alten Wespen gerückt und findet seine Beschäftigung in der Fütterung der Larven in den Zellen. Er verabreicht ihnen, wie wir gesehen haben, hauptsächlich Insektenkost, er selbst zieht aber Sirup und Süßigkeiten vor. Daher besucht er die reifen Früchte in den Obstgärten, die Fruchtsäfte in den Küchen und die Leckereien in den Kuchenläden. Auch saugt er gelegentlich Blumennektar ein.

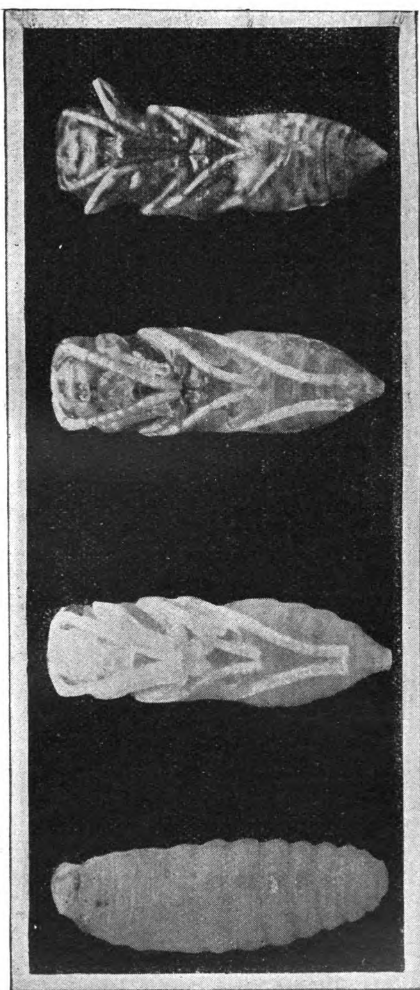
Neigt sich der Sommer dem Ende zu, dann beginnt ein neuer Abschnitt im Dasein des Wespenstaates. Denn es werden jetzt größere Zellen angelegt, und in

diesen wird die Brut der jungen Prinzen und Prinzessinnen oder, wie man sie gewöhnlich nennt, der Drohnen aufgezogen. Diese Brut zählt zwanzig bis hundert Individuen, je nach dem Gedeihen des Nestes.

Das Erscheinen der Drohnenbrut stürzt die Arbeiter in einen Rausch freudiger Tätigkeit. Sie fliegen noch einmal so eifrig aus und füttern und reinigen die Larven mit größter Sorgfalt. Aber zugleich mit der Ankunft der Drohnen nähert sich der Wespenstaat auch seinem Verfall. Denn bald treten die ersten Fröste des Herbstes auf, die für die Wespen so verheerend wirken wie die Pest für die Menschheit. Nicht entfernt so widerstandsfähig wie ihre Papierbauten, wird ihre Lebenskraft durch die Kälte des nahenden Winters mehr und mehr geschwächt, so daß sie nun das Einsammeln von Futter einstellen. Infolgedessen sterben täglich Hunderte und Tausende von Arbeitern in den Wespennestern. Entkräftet reißen die letzten die halbentwickelten Larven aus den Zellen und werfen sie fort, damit sie das Schicksal der Gesamtheit teilen. Nur die jungen Prinzessinnen, die bestimmt sind, im nächsten Jahre neue Kolonien zu gründen, bleiben am Leben. Sind sie ausgewachsen, so verlassen sie das Nest und suchen sich, wie schon geschildert, ein Versteck, um in ihm zu überwintern.

Das Alter, das die Wespen erreichen, wechselt nach ihrer Eigenart. Die männlichen Drohnen werden nur wenige Wochen alt. Gegen das Ende des Sommers geboren, sterben sie mit dem Nahen des Winters. Die Arbeiter leben unter günstigen Umständen bis zum Eintritt der kalten Jahreszeit. Wird also ein Arbeiter in den ersten Tagen des Juni geboren, so bringt er seine Lebenszeit auf etwa fünf Monate. Da die

Königinnen im Hochsommer zur Welt kommen und bis zum Herbst des nächsten Jahres leben, so beträgt ihre Lebensdauer vierzehn bis fünfzehn Monate.

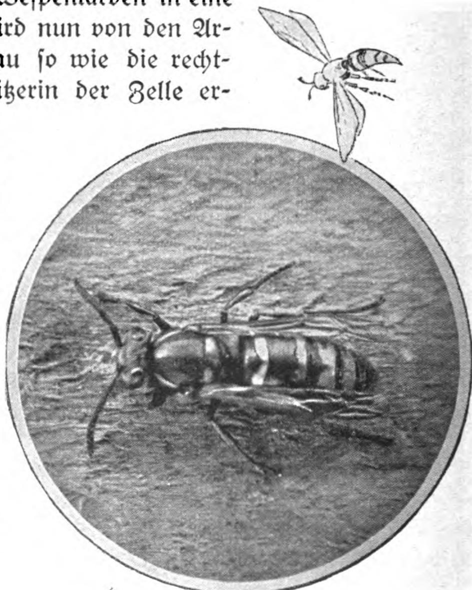


Die Verwandlung der ausgewachsenen Larve zur Puppe und bis zum fast fertigen Insekt.

Man sollte meinen, daß ein so kluges und mutiges Insekt wie die Wespe sich alle Feinde und Angreifer fernhält. Und doch ist dies nicht der Fall. Sie besitzt sogar einen sehr schlimmen Feind in einem Käfer, der, da er auch den Bienen nachstellt, Bienenwolf genannt wird.

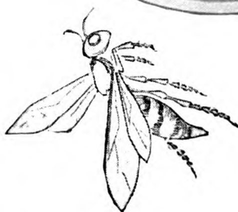
Der Bienenwolf legt seine Eier an altem Holz ab. Sind die Larven ausgekrochen und kommen nun die Wespen herbei, um sich das

Rohmaterial für ihren Papierstoff zu holen, so heftet sich die Larve an den Leib der Wespe und wird von ihr in das Wespennest getragen. Dort kriecht sie beim Füttern der Wespenlarven in eine Zelle und wird nun von den Arbeitern genau so wie die rechtmäßige Besitzerin der Zelle ernährt. Sie stört während dieser Zeit die Wespenlarve so wenig, daß diese, wie sonst, ihre Zelle mit einem Seidenfädendeckel überspinnt.



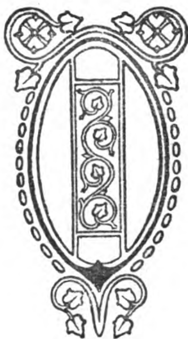
Die Hornisse.

Jetzt aber ändert sich das Verhältnis plötzlich. Denn die Bienenwolflarve fällt über die Wespenlarve her und saugt sie völlig aus. Die Bienenwolflarve bleibt in der Zelle so lange, bis sie sich in den fertigen Käfer umgewandelt hat. Nun tritt aber für den Eindringling ein sehr gefährlicher Zeitpunkt ein. Will nämlich jetzt der Käfer das Wespennest verlassen, so stürzen die Arbeiter von allen Seiten über ihn her und greifen ihn mit ihren Stacheln an.



Nur die schleunigste Flucht vermag ihn vor dem Verderben zu bewahren.

In derselben Weise, wie bei der gemeinen Wespe, spielt sich das Leben bei unserer größten Wespenart, der Hornisse, ab, die gegen drei Zentimeter lang wird. Nur dadurch unterscheidet sie sich von der gemeinen Wespe, daß sie ihr Nest nicht unterirdisch, sondern in hohlen Baumstämmen oder auch in zerfallenem Gemäuer anlegt.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Ordonnanz. — Die hellen Klänge der Regimentsmusik glitten in die stille Septembernacht hinaus: weiche Walzer, flotte Märsche, kecke Operettenpotpourris und zuweilen die machtvollen Motive einer Wagnerschen Oper.

Im Kasino war Liebesmahl.

Wenn die sanften Walzer klangen, sah man schlanke, jugendliche Gestalten an den hellen Fenstern vorüberhuschen, dem Walzerrhythmus folgend; wenn die Märsche daherbrausten, tönte das Stimmengeschwirr lauter und lebhafter über die Musik hinweg; die Operettenlieder wurden von lustigem Gesang und frohem Lachen getragen, und nur wenn die großen Wagnermotive ernst und schwer erklangen, war eine kurze Stille über den lichten Räumen.

Hauptmann Hollmann kam langsam die breite Treppe herab. Der Kopf war ihm heiß und schwer von Wein und Zigarren, die Gedanken wirr von dem lärmenden Übermut und dem Gewoge der jungen Stimmen. Es war ihm eng geworden in den heißen Räumen, und draußen über dem schlafenden Park mußte doch eine stille, weiche Nacht lagern. Einen Augenblick wenigstens wollte er in das Dunkel treten und den Lärm vergessen.

Er ging rasch den langen Korridor hinab nach der Ausgangstür.

Da traf ein schmaler Lichtstreifen seine Augen, und unwillkürlich folgte ihm sein Blick.

Er sah in ein kleines Zimmer, in dem ein langer Tisch stand, mit Gläsern und Flaschen voll besetzt. Und an dem Tisch lehnte die lange Gestalt der Ordonnanz, die von seiner Kompanie gestellt war.

Der Mann, ein braver Pommer, hielt eine Rheinweinflasche prüfend gegen das Licht. Der harte Schein des elektrischen Lichtes lag auf dem straffen, blonden Haar und glänzte auf dem biederen Pommerngesicht. Die blauen Augen huschten über die schlanke Flasche und konnten sich anscheinend gar nicht von ihr lösen.

Jochen Prielows Arm schwankte hin und her, und es war, als wolle er die Flasche niederstellen; aber auf einmal seufzte er tief auf, und mit einem gewaltsamen Ruck setzte er die Flasche an den Mund und trank in langen, behaglichen Zügen. Er spreizte die Finger der herabhängenden Linken wie in wohligem Entzücken, und über das grobe Gesicht ging ein verklärtes Leuchten.

Da stand Hauptmann Hollmann plötzlich unter dem Türrahmen dicht vor ihm, das Licht funkelte in seinen zornigen Augen.

Jochen Prielow zuckte zusammen und ließ den Arm sinken, mit gluckſendem Gurgeln quoll der Rest des Weines zu Boden. Die blauen, tödlich erschreckten Augen hingen fassungslos an Hollmanns Gesicht.

„Prielow, Sie sollten sich schämen! Ich werde Sie ablösen lassen. Unehrliche Ordonnanzen können wir hier nicht brauchen!“

Hauptmann Hollmann wandte ihm den Rücken und warf die Tür hinter sich ins Schloß.

Jochen ließ den Kopf auf die Brust sinken. Es war eine hoffnungslose, verzweifelte Gebärde. Er stand regungslos, die Flasche in der Hand, und konnte kein Glied des mächtigen Körpers rühren. Er atmete laut und schwer, und die Gedanken kamen ihm hinter der kantigen Stirn.

„Unehrlich!“ hatte der Herr Hauptmann gesagt. „Unehrlich —“

Er strich sich mit schwerer Hand das hellblonde Haar aus der Stirn; es war feucht vom kalten Schweiß.

Unehrlich! Jawohl, er hatte genommen, was ihm nicht gehörte, das war unehrlich. Er hatte gestohlen.

Warum war ihm das nicht eher eingefallen? Warum hatte er nicht daran gedacht, als der goldige Wein so verlockend im Lichte funkelte, als der süße Duft ihn verführt hatte?

Nun war es zu spät — nun hatte er gestohlen! Die Versuchung war zu stark gewesen, er hatte genommen, was er nicht nehmen durfte, und der Herr Hauptmann hatte es gesehen.

Ihm schwindelte. Der Wein brannte ihm im Blute, in seinem Kopfe war es wüst, und seine Gedanken jagten sich so rasch und wild in seinem Hirn wie noch nie.

Gestohlen! Er war doch anständiger Leute Kind. Bei ihnen daheim hatte noch keiner von seiner Sippe die Hand ausgestreckt nach anderer Leute Gut.

Aber er hatte gestohlen und wurde abgelöst und bestraft, und morgen wußte es die ganze Kompanie, daß er unehrlich war! Sie würden ihn verhöhnen und hänseln, in allen, allen Augen würde er lesen, daß er gestohlen hatte.

Das Zimmer begann sich langsam um ihn zu drehen. Er ließ sich schwerfällig auf einen Stuhl fallen, und aus seinen blauen, ängstlichen Augen tropfte es heiß und unaufhörlich.

Warum hatte der Wein so gefunkelt? Er war so durstig gewesen, der Rauch droben in den Festräumen hatte ihm im Schlunde gebrannt, und dann war die süße Musik zu ihm niedergeflattert und hatte ihm zugeraunt: „Die droben sind so lustig, du kannst es auch sein — einmal —“

Er horchte auf.

Droben wirbelten flotte, kecke, lebensfrohe Weisen durch den Saal.

Da schluchzte Jochen wild auf.

Er hatte gestohlen! Zu Hause würden sie es erfahren — der Vater mit dem braunen, harten Gesicht, die Mutter mit den großen, milden Augen, und die Liese — die Liese würde es auch erfahren, und ihre roten Backen würden weiß werden vor Schreck, und sie würde die Augen zu Boden senken müssen aus Scham — um ihn! Und nachts würde sie in ihr Kissen weinen — um ihn!

Er fing an am ganzen Leibe zu zittern. Da sah er die schlanke Flasche zwischen seinen großen Händen. Er schob sie weit von sich, als hätte sie ihn gebrannt.

Die war schuld an allem, dies grüne, tückische Ding — der

Wein und die Musik und die laute Fröhlichkeit da droben, die hatten ihm die Versuchung gebracht! Und es packte ihn ein heißer Zorn, er ballte die mächtige Faust, daß die Sehnen krachten.

Dann schüttelte er traurig den Kopf. Nein — an ihm allein lag die Schuld! Sonst hatten die Flaschen doch auch vor ihm gestanden, und der Wein hatte gefunkelt und geduftet. Aber heute war er schwach und erbärmlich gewesen, heute hatte er nicht widerstehen können, als ihn die böse Lust nach dem funkelnden Wein gepackt hatte.

Er erhob sich mühsam und ging auf den Gang hinaus. Die Musik tönte heller, von der Küche her scholl leises Porzellanklirren, der Duft der Zigaretten zog bis zu ihm herab.

Er hörte eine gedämpfte Stimme und erschrak bis ins Herz.

Gewiß wußten es schon alle in der Küche, daß er abgelöst wurde, daß er gestohlen hatte.

Er fühlte, wie sein Herz wild und stark gegen die Rippen schlug. Er konnte keinem in die Augen sehen, er schämte sich, er wollte sich verkriechen.

Und mit unsicheren, tappenden Schritten ging er in den Garten hinab.

Die Musik schwieg. Eine tiefe Stille war um ihn. Er atmete ganz leise. Und in der leichten Luft packte ihn der Schwindel wilder, wie Gift war der Wein in seinem Hirn, und die Gedanken tanzten einen tollen Wirbel.

Er stöhnte laut. Haltlos wankend lehnte er an einem Holzschuppen.

Das konnte er doch nicht erleben, daß alle sich von ihm wandten, daß man mit Fingern auf ihn zeigte!

Droben hob die Musik leise und träumerisch ihren Reigen wieder an. Jochen preßte die Fäuste gegen die Schläfen, denn der süße Ton tat ihm bitterweh. Er weinte leise, und immer tiefer stiegen seine wirren Gedanken in den schwarzen Abgrund der Hoffnungslosigkeit, immer härter umklammerte ihn die Verzweiflung.

Er öffnete die Augen weit und sah zur silbernen Mondscheibe empor, die weiße Lichtfluten über die Erde goß.

Ein Frost kroch über ihn. Nein, er konnte all die Schande, die auf ihn wartete, nicht erleben; er wollte den Blick nicht senken vor jedem Kameraden, vor der Liese, dem Vater und der Mutter.

Da sah er dicht über sich einen starken Strick, der an einem Nagel hing. Er zuckte zusammen und hob die Hand — er war wie unter einem fremden Zauber.

Er faßte nach dem Nagel, der war schwach und lose. Er löste den Strick und trat taumelnd in die weiße Helle der Nacht hinaus.

„Nein — ich will es nicht erleben!“ Wie im Eigensinn wiederholte er sich die Worte immer wieder. „Wer gestohlen hat, der —“

Er schwankte.

Und dann ging er hastig auf die alte Kastanie zu, die ihre Äste so tief zur Erde senkte. Unter dem Baume war ein trauliches, weiches Dämmern.

Jochen stellte sich auf einen der Gartenstühle und warf den Strick über einen mächtigen Ast, mit unsicheren Händen knüpfte er eine Schlinge. Sein Herz schlug ihm bis zum Halse, die Gedanken wirbelten ihm sinnlos durcheinander, nur einer kam immer wieder stark und klar: „Die Schande will ich nicht erleben!“

Die Musik jauchzte in hellen Freudenklängen. Durch das schlichte Herz des Soldaten kroch es wie Bitterkeit. Er biß die Zähne hart aufeinander und hob den Blick scheu zu den hellerleuchteten Fenstern.

Dann wandte er sich ab und sah in das silberne Mondlicht. „Die Nacht ist so schön heute —“ dachte er zaghaft. Dann hob er das Kinn mit einem jähen Entschluß.

Da knirschte über den Kies ein fester, ruhiger Schritt.

Der Soldat stand regungslos auf dem Stuhle und atmete nicht, sein Herzschlag setzte aus.

Und auf einmal stand Hauptmann Hollmann vor ihm und sah ihn mit scharfen, ernsthaften Augen an, und dann gingen seine Blicke zu der Schlinge, die leise hin und her schaukelte, und die Augen der beiden Männer tauchten ineinander, und

es war eine tiefe Stille über ihnen, nur der Atem des Soldaten ging schwer.

Auf die Stirn des Hauptmanns trat eine steile Falte. „Prielow, bringen Sie den Strick an seinen Platz und kommen Sie herein!“

Mit zitternden Fingern löste der Mann den Knoten und stieg mühsam vom Stuhle, seine Glieder waren steif und ungelenk. Mit gesenktem Kopf schlich er zum Schuppen und legte den Strick um den alten, wackelnden Nagel.

Auf der obersten Treppenstufe wartete Hauptmann Hollmann. Er sah mit gütigen Augen auf den blonden, großen Kopf des Pommern, der tief auf die Brust gesenkt war. „Schämen Sie sich, Prielow! An einer Dummheit war es genug!“ sagte er mit eigentümlich sanfter Stimme.

Und Jochen fühlte, wie die Fesseln des schweren Weines um sein Hirn sich lösten, und er schämte sich, und die Tränen liefen ihm über die runden Wangen.

Als Hauptmann Hollmann in den Flur trat, hörte er die scharfe Stimme des Küchenunteroffiziers.

„Wo steckt denn der Prielow? Ich hab' doch zwölf Flaschen Rheinwein herausgegeben, und hier sind nur noch elf!“

Jochens Gesicht wurde aschfahl, seine Lippen zuckten wie im Krampf.

Da sagte die ruhige Stimme des Hauptmanns: „Ich habe mir eine Flasche in den Garten bringen lassen.“

Als er die Treppe hinaufstieg, war ihm, als hörte er ein dumpfes Aufschluchzen. Er wandte sich aber nicht um.

„Prielow, bringen Sie mir ein Glas Pilsener ins Rauchzimmer!“ sagte er über die Schulter in gleichmütigem Tone.

Ein stilles, ernstes Lied klang durch die lichten Räume. Der blaue Rauch zog dichte Schleier um die einzelnen Gruppen der Offiziere. Es war ein lebhaftes, frohes Stimmengeschwirr in dem hohen Gemache.

In einem tiefen Sessel saß Hauptmann Hollmann und plauderte mit seinem Nachbarn. Da trat die Ordonnanz an den Tisch und stellte mit unsicherer Hand das Bierglas vor ihn hin.

Und über die lachenden, heißen Gesichter der Offiziere hinweg, durch den feinen, blauen Rauchschleier hindurch, trafen sich die Augen der beiden Männer sekundenlang.

In den blauen, schwimmenden Augen des Soldaten war ein Strahl tiefster Ergebenheit, und in den Blicken des Hauptmanns war das ernste Lächeln des gütigen Menschen.

Und um sie ging das Fest seinen lauten, fröhlichen Gang. E. H.

„Das habe ich schon einmal erlebt.“ — Zu den wunderbarsten Erscheinungen unseres Innenlebens gehört es ohne Zweifel, daß wir hin und wieder plötzlich die Empfindung haben, irgend einen Vorgang, dem wir beiwohnen, früher schon einmal in genau derselben Weise, wie er sich augenblicklich abspielt, gesehen zu haben, obgleich wir nach unserer Erinnerung bestimmt wissen, daß es in unserem gegenwärtigen Leben nicht der Fall gewesen ist. Wir haben dann fast das Gefühl, als ob es sich um ein Vorkommnis handelt, das sich in einer früheren Existenz von uns bereits einmal ereignete und das sich in unserem jetzigen Dasein nochmals wiederholt.

Es sei dafür ein Beispiel angeführt. Wir gehen in der Stille des Waldes spazieren. Als wir um eine hervorspringende Ecke biegen, sehen wir auf einer kleinen Lichtung einige Singvögel sitzen, die sich Futter suchen. In demselben Moment stößt aus dem nahen Gebüsch ein Sperber unter die Vögel und packt einen derselben. Wir erheben den Stock und wollen auf den Räuber zu eilen. Er läßt das Vögelchen los und flieht in das Gebüsch zurück.

Blitzschnell durchzuckt es uns, genau dieselbe Szene schon einmal erlebt zu haben, und ähnliche Beispiele wird ein jeder von sich selbst kennen.

Eine ganz gleiche Empfindung beschleicht uns auch zuweilen beim Anblick einer schönen Gegend. Wir treten beispielsweise in den Bergen aus einem Hohlweg heraus und sehen nun ein Tal mit Dörfern, Weilern und einem Flußlauf im Abendschein vor uns ausgebreitet. Wie wenn es ein Traum ist, so erscheint es uns, dieselbe Gegend vor längst entschwundenen Zeiten schon einmal besucht zu haben.

Die Erklärung für derartige Erscheinungen ist in der Organisation unseres Großhirns zu suchen. Dieses, und vornehmlich die graue Rinde desselben, ist als die Werkstatt unseres Geistes anzusehen, in dem alle von außen empfangene Eindrücke zusammengefaßt und zu bewußten Vorstellungen verarbeitet werden. Nun zerfällt aber das Großhirn in zwei Hälften, eine rechte und eine linke. Beide stehen durch Nervenbahnen miteinander in Verbindung und arbeiten für gewöhnlich gleichzeitig und übereinstimmend. Es ist aber auch der Fall möglich, daß vorübergehend eine jede Hälfte für sich arbeitet. Dann werden wir einen Vorgang, der sich vor uns abspielt, zuerst mit der einen Großhirnhälfte und darauf mit der anderen Großhirnhälfte in unserem Bewußtsein aufnehmen. Eine jede unserer Großhirnhälften nimmt unter diesen Umständen, um es so auszudrücken, für sich eine Photographie von dem erlebten Vorgang auf, und wenn sich diese beiden photographischen Aufnahmen, wie es bei allen Gehirntätigkeiten der Fall ist, sehr schnell hintereinander folgen, so haben wir im Augenblick hintereinander auch zweimal dieselbe Vorstellung.

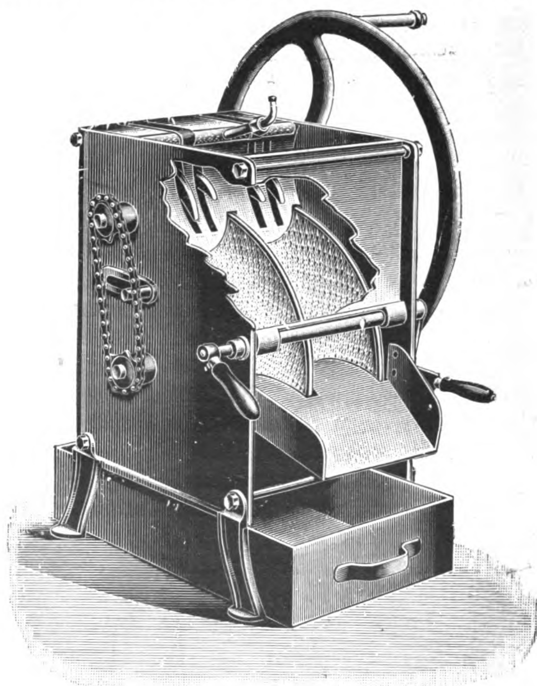
Da nun die zweite bei der momentan getrennten Arbeit der Großhirnhälften erst nach der ersten zustande kommt, so haben wir die irrtümliche Empfindung, als erinnerten wir uns in dem Augenblick, wo die zweite Vorstellung in unserem Bewußtsein erwacht, eines bereits erlebten Vorgangs, weil wir ja kurz vorher schon einmal mit der anderen Großhirnhälfte denselben Eindruck empfingen. Es wird also hierdurch unsere Erinnerung getäuscht, und daher zählt man wissenschaftlich das Doppelerleben auch zu den Erinnerungstäuschungen.

Wenn wir die Empfindung haben, etwas schon einmal erlebt zu haben, befinden wir uns gewöhnlich in einem Zustand der Versonnenheit, das heißt in einer Verfassung, in der unsere Geistestätigkeit nicht die sonstige Schärfe besitzt, sondern sozusagen etwas eingeschläfert ist.

Daß die wissenschaftliche Erklärung das Richtige trifft, zeigen gewisse Geisteskranke. Bei diesen tritt die Empfindung des Doppelerlebens an einem Tage fünf-, sechsmal und noch öfters auf, und zwar bei den nebensächlichsten Dingen. Eine

jede Geisteskrankheit hat aber eine Gehirnkrankheit zur Grundlage. Die Erkrankung der nervösen Gehirnteilchen stört ihr regelmäßiges Zusammenarbeiten auch in der Verwertung der empfangenen Eindrücke, und so ist es erklärlich, daß sich gerade bei bestimmten Geisteskrankheiten, wozu besonders Dämmerungszustände gehören, die Erscheinung des Doppelerlebens häuft. Th. S.

Neue Erfindungen. I. Kartoffelschälmaschine „Rapid". — Das Kartoffelschälen gehört nicht gerade zu



den Annehmlichkeiten größerer und kleinerer Wirtschaftsbetriebe, denn dabei müssen sich viele fleißige Hände regen, um den Bedarf zu decken. Die mit der Zeit auf den Markt

gekommenen Schälapparate, Schälmesser und ähnliche Dinge können vielleicht in kleinen Haushaltungen nützlich sein, doch sind sie alle nicht geeignet, die umständliche Handarbeit vollständig zu ersetzen; sie kommen also für einen größeren Betrieb nicht in Frage.

Um nun den Wünschen größerer Wirtschaftsbetriebe zu entsprechen, hat die Firma Louis Paul & Co., Eisenwerke in Radebeul-Dresden, die nebenstehend abgebildete Kartoffelschälmaschine „Rapid" geschaffen, welche in einstündiger Leistung bis zu hundert Pfund den Ansprüchen der Hotelküchen, Pensionate, Anstalten und so weiter vortrefflich genügt.

Der Schälprozeß geht durch Umdrehung großer, stark verzinnter Stahlblechschälringe, auf welche die Kartoffeln geschüttet werden, in Verbindung mit selbsttätiger Wasserspülung, die auch den Abgang der Schalen besorgt, vor sich und wird nur von der bedienenden Person überwacht. Auch wird nicht mehr Schale von den Kartoffeln genommen, als unbedingt nötig ist.

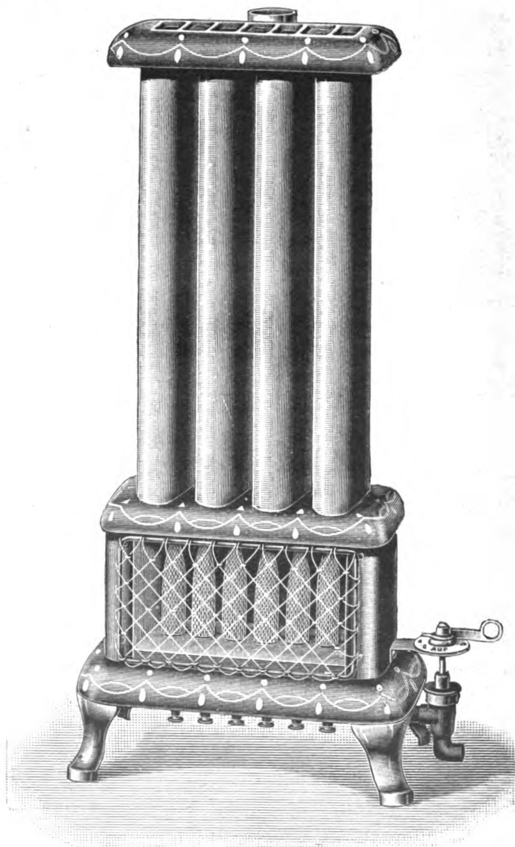
Durch die Maschinenarbeit entsteht bei sachgemäßer Bedienung eher Schälvorteil, niemals aber Schälverlust. Nach beendeter Schälung werden die Kartoffeln durch Ausstechen der Augen sauber und gebrauchsfertig gemacht, sie sind im Geschmack und Aussehen ebenso schön wie solche, die mit dem Küchenmesser geschält sind.

II. Gasheizofen mit Glühstrümpfen. — Jahrzehntelang hat der allgemein bekannte Gasheizofen „mit Reflektor" als hauptsächlichster Vertreter seiner Art das Feld behauptet. Wenn auch Neuerungen und Verbesserungen einzelner Teile fortgesetzt aufgetaucht sind, so ist doch die Konstruktion im Prinzip die alte geblieben.

Die Erfindung des Gasglühlichtes, die das Beleuchtungswesen in neue Bahnen gelenkt hat, und die ihren Siegeszug um die ganze Welt vollendete, hat neuerdings reformierend auch auf die Gasheizung eingewirkt, und es ist vielleicht dem neuen Heizofensystem der Firma Vereinigte Eschebachsche Werke in Dresden ein ähnlicher Siegeszug beschieden.

Das neue System beruht auf der Verwendung von Glüh-

strümpfen in der bei der Auerschen Gasglühlichtbeleuchtung angewendeten bekannten Form, die durch Bunsenbrenner zum Glühen gebracht werden. Sie unterscheiden sich jedoch von



den zur Beleuchtung dienenden Glühstrümpfen durch ihre eigenartige Zusammensetzung, die nur für die Erzeugung strahlender Wärme berechnet ist. Es sind lediglich wärmende

Glühkörper, und ihre Verwendung verleiht dem Heizofen eine ganz beträchtliche Wärmeleistung. Die Haltbarkeit ist im Gegensatz zu den für die Beleuchtung verwendeten Strümpfen sehr groß: man kann sie ohne besondere Vorsicht anfassen und selbst auf den Boden fallen lassen, ohne daß sie zerbrechen. Die Brenndauer der Glühstrümpfe beträgt mindestens ein Jahr.

Die Glühstrümpfe sind im unteren Teil des Ofens an Magnesiahaken aufgehängt und werden durch die unter ihnen befindlichen Bunsenbrenner zum Glühen gebracht. Ein weißemaillierter Reflektor strahlt die von den Glühstrümpfen erzeugte Wärme direkt in die untersten Luftschichten des zu beheizenden Raumes aus, wodurch eine angenehme Erwärmung des Fußbodens stattfindet. Die Bunsenbrenner haben Regulierdüsen und sind in mehrere Gruppen geschaltet, so daß je nach Wärmebedarf eine oder mehrere Gruppen angezündet werden können. Die Umstellung erfolgt mittels des Gashahnes, ohne daß die Regulierung der Bunsenbrenner verändert werden muß.

Die Vorteile, die das neue Heizsystem bietet, sind ganz hervorragend. Abgesehen von den kleinen Abmessungen der Öfen, die besonders bei beschränkten Raumverhältnissen von Wert sind, ist in erster Linie die vollkommene Verbrennung des Gases hervorzuheben. Die Bildung von Kohlenoxydgas ist ausgeschlossen, keine Belästigung durch üblen Geruch, kein Ruß — alle diese Punkte machen die Heizung mittels Glühstrümpfen in hygienischer Beziehung vollständig einwandfrei. Die bei den Reflektorheizöfen hervorgehobene Wirkung der strahlenden Wärme, wodurch der Fußboden vorteilhaft erwärmt wird, ist bei dem neuen System ebenfalls vorhanden.

Der Gasverbrauch ist äußerst sparsam und erheblich niedriger als bei den Gasheizöfen älterer Konstruktion. Der Verbrauch eines Brenners beträgt in der Stunde etwa 100 Liter Gas; diese genügen unter normalen Verhältnissen zur Heizung eines Raumes von 15 bis 20 Kubikmeter. Es kann daher mit einem Ofen zu sechs Brennern, mit einem Gasverbrauch von 600 Liter in der Stunde, ein Raum von 90 bis 120 Kubikmeter geheizt werden. Dies ist ein Erfolg, der mit anderen

Gasheizöfen nicht annähernd erzielt wird. Nachdem die gewünschte Temperatur erreicht ist, kann zum Weiterheizen der Gasverbrauch durch Ausschaltung von ein oder zwei Brennergruppen entsprechend vermindert werden.

Der Amulettehändler. — Als die Armee Derwisch Paschas die Stadt Batum belagerte, erschien eines Tages ein Molla im Lager, der mit feuriger Beredsamkeit den Soldaten die Freuden des siebenten Himmels ausmalte, ihnen daneben aber auch, und zwar ganz heimlich, für schnödes Geld Amulette, jene bekannten Bann- und Schutzmittel gegen Verwundung und Tod, verkaufte. An den Reden, welche die Soldaten zum Kampfe begeisterten, hatte der Pascha ein Gefallen, aber wegen des Amulettehandels ließ er den Molla vor sich kommen.

„Höre, mein Bruder," redete er ihn an, „durch Allahs Gnade und des Propheten Vermittlung bin ich in allen Kämpfen, die ich bisher bestanden, vom Tode und von Feindeskugeln verschont geblieben. Jetzt aber überkommt mich eine Ahnung, daß ich in der nächsten Schlacht fallen oder tödlich verwundet werde. Ich habe nun vernommen, daß du Amulette von wunderbarer Wirkung besitzest. Man sagte mir, alle Soldaten, die von dir Amulette gekauft hätten, seien von keiner Kugel auch nur gestreift worden. Ich möchte mir Beruhigung verschaffen und frage dich, ob du mich ebenfalls außer Gefahr bringen kannst."

Der Molla bestätigte, tatsächlich wirksame Amulette von ungemeiner Kraft gegen jede Leibes- und Lebensgefahr zu besitzen, der Handel wurde abgeschlossen, denn der Pascha bewilligte sofort den geforderten Preis von zweitausend Piaster. Die Augen des Molla leuchteten, als er das Gold sah, dann holte er aus einem Futteral ein Amulett hervor und überreichte es dem Pascha.

„Und nun, mein lieber Freund," sagte Derwisch Pascha, „zeig mir, wie das Amulett getragen wird, damit ich das nicht verkehrt mache und das Amulett dadurch unwirksam wird."

„Das ist sehr einfach," sagte der Molla, „das macht man so."

Damit legte er sich die Schnur, an welcher das Amulett hing, um den Hals.

„So,“ sagte jetzt Derwisch Pascha, „tritt nun einige Schritte zurück dort in jene Ecke. Ich möchte dein Amulett auf die Probe stellen.“ Er nahm einen Revolver und fuhr fort: „Wenn die Kugel aus diesem Revolver dir nichts antut, so ist das Geld dein. Töte oder verwunde ich dich, so ist es deine Schuld.“

Der Molla fiel auf die Kniee und erhob bittend die Hände: „Pascha Efendi, schieß nicht!“

„Was? Du hast Furcht trotz des Amuletts an deinem Halse?“

Der Molla riß das Ding ab, schleuderte es weg und bat wimmernd um Vergebung.

„Siehst du, du Galgenstrick,“ rief da der Pascha, „wie du die armen Soldaten schändlich betrügst! Nun, ich will dich laufen lassen, aber so viel sage ich dir: wenn du nicht sofort alles Geld herausgibst, das du den Soldaten abgelockt hast, lasse ich dich ohne Gnade aufknüpfen!“

Der Molla wußte wohl, daß Derwisch Pascha keinen Scherz machte, und binnen zehn Minuten hatte er alles Geld, das er im Besitz hatte, abgeliefert. C. T.

Die Hygiene des Tabakschnupfens. — Wenn auch das Tabakschnupfen gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wo es nicht nur für die Männerwelt, sondern auch vielfach für die Damen zum guten Ton gehörte, aus einer kostbaren, mit Perlen und Edelsteinen besetzten oder mit einem emaillierten Gemälde verzierten Dose zu schnupfen, bedeutend zurückgegangen ist, so ist der Verbrauch an Schnupftabak immerhin doch noch recht beträchtlich. Unter diesen Umständen ist die Frage von allgemeinerem Interesse, wie das Tabakschnupfen gesundheitlich zu bewerten und besonders, ob es hinsichtlich der Schädigungen, die das Tabakrauchen mit sich bringen kann, mit diesem auf die gleiche Stufe zu setzen ist oder nicht.

Ohne Zweifel hat die eigenartige Fabrikation des Schnupftabaks einige Nachteile im Gefolge. Zunächst verwendet man für den Schnupftabak nur schwere Tabaksorten, wie Virginia- und Kentukytabak. Sodann aber wird der zu Büscheln gebun-

dene Rohtabak stark gebeizt. Die Zusammensetzung der Beize ist bei den einzelnen Fabriken verschieden; die am häufigsten gebrauchten Zusatzmittel für die Beize sind jedoch Wacholder, Tamarinden, Sassafrasholz, Kalmus, Nelken, Pottasche und Salmiak. Alles dieses sind Stoffe, die mehr oder weniger reizen. Nach der Gärung und Zerkleinerung wird der fertige Schnupftabak nochmals angefeuchtet. Der reichliche Nikotingehalt des schweren Tabaks und die Reizstoffe der Beize, die beide durch den Nasenschleim ausgelaugt werden, wirken also vereint auf die Nasenschleimhaut ein. Aber dieser Übelstand verliert nach einiger Zeit an Bedeutung, da sich die Nasenschleimhaut verdickt, und nun die Aufsaugung des Nikotins und der Beizstoffe zum Stillstand kommt.

Was jetzt noch dem Schnupfer einen Genuß bereitet, sind im wesentlichen die aromatischen Duftstoffe des Schnupftabaks. Hierin liegt der hauptsächlichste hygienische Unterschied zwischen dem Schnupfen und dem Rauchen. Beim Rauchen dringen verdampfendes Nikotin und Verbrennungsprodukte bis zu den Lungenbläschen vor und werden in das Blut aufgenommen. Das ist beim Schnupfen ausgeschlossen, und darum ist dieses viel unschuldiger als das Rauchen. Beim Rauchen wird ferner durch die Benetzung der Zigarre mit dem Mundspeichel ein Teil des Nikotins gelöst, das dann mit der Verschluckung des Speichels in den Magen gelangt, wo es die Magenschleimhaut mehr oder minder reizt. Auch diese Schädigung fällt beim Schnupfen fort, da ja der nikotinhaltige Nasenschleim durch das Ausschnauben entfernt wird.

Dagegen können die aromatischen Duftstoffe, die beim Atmen durch die Rachenhöhle streichen, durch ihre prickelnde Schärfe hier einen chronischen Katarrh hervorrufen, wie sie auch oftmals die Feinheit des Geruchs und Geschmacks vermindern. Auf der anderen Seite ist es nicht zu leugnen, daß sie bei manchen Augenübeln, beim Stockschnupfen und bei Kopfschmerzen durch nervöse Reflexwirkungen von Nutzen sind. Erwähnt sei fernerhin, daß bei bleihaltiger Verpackung Bleiteilchen in den feuchten Schnupftabak übergehen können, die bei einem langen und starken Gebrauch derartigen Schnupf-

tabaks eine leichte Bleivergiftung nach sich zu ziehen vermögen. Aus diesem Grunde ist die Bleiverpackung auch vielfach verboten. Eine Verunschönung der Nasenform ist, wie man zuweilen annimmt, mit dem Schnupfen nicht verbunden. Diese könnte, da von Fortpflanzung einer Entzündung der Nasenschleimhaut auf die Knorpel- und Muskelteile der Nase nicht die Rede sein kann, nur durch den oftmaligen Druck des Daumens auf die Nasenscheidewand herbeigeführt werden. Die gesamte Nasenspitze ist aber trotz ihrer Nachgiebigkeit beim Erwachsenen so fest, daß auch eine oft wiederholte Druckwirkung eine Formveränderung nicht mehr zustande bringen kann. Th. S.

Der Geschäftssündenbock. — Auf einen eigenartigen Ausweg sind neuerdings die großen Geschäftshäuser New Yorks verfallen, namentlich solche, die viel mit weiblicher Kundschaft fertig zu werden haben. Wenn eine Käuferin über irgend etwas zu klagen hat, sei es über einen nicht festsitzenden Hut, einen verschnittenen Mantel oder einen abgerissenen Handschuhknopf, so schickt der Chef auf der Stelle nach einem Herrn, der mit der Aufgabe angestellt ist, jede derartige Ausstellung auf seine Schultern zu nehmen.

Bald erscheint denn auch ein bleicher, zitternder, hohlbackiger Mensch auf dem Plane und wird in Gegenwart der sich beschwerenden Käuferin für den Schaden verantwortlich gemacht, den diese erlitten hat oder erlitten zu haben glaubt. Das geschieht mit der größten Rücksichtslosigkeit und in sehr scharfen Ausdrücken, und wenn es sich um einen halbwegs bedeutenderen Mißgriff handelt, wird zum Schluß der sogenannte Übeltäter einfach Knall und Fall entlassen.

Nicht umsonst rechnet man bei dieser Geschäftspraxis mit der weiblichen Gutmütigkeit. Unter zehn Fällen erhebt in neun davon die klagende Kundin entschiedenen Einspruch dagegen, daß der arme Mensch ihretwegen gleich so hart gestraft werde. Fast stets legt sie Fürbitte für ihn ein, daß er doch wieder angestellt werde, oft macht sie geradezu ihre weitere Kundschaft davon abhängig. Und dabei beweist sie oftmals eine belustigende Inkonsequenz, indem sie die Versehen, die

sie selbst kurz vorher so streng gerügt hat, als ganz geringfügig und leicht entschuldbar hinstellt. Schließlich verläßt sie das Geschäftslokal ebenso zufrieden mit sich wie mit der Firma — mit dieser, weil ihren Ausstellungen so viel Bedeutung beigelegt wurde, mit sich, weil sie durch ihre Fürsprache dem armen Menschen seine Brotstelle erhalten hat.

Die „Brotstelle des armen Menschen“ wird ihm auf die nämliche Weise an einem Tage zehn-, zwanzig-, dreißigmal gekündigt und wieder verliehen. Er hat überhaupt nichts weiter zu tun, als sich nach heftigen Vorwürfen aus dem Dienste jagen und durch die Beschwerdeführer selbst wieder hineinbitten zu lassen, und seine einzige Befähigung dafür besteht in einem gedrückten, demütigen, erbarmungswürdigen Aussehen. C. D.

Das Treiben von Maiblumen. — Es ist noch lange nicht genug bekannt, daß sich, wie die Hyazinthen, Tulpen und Krokus, auch die Maiglöckchen zum „Treiben“ eignen, um im



Abb. 1. Zurückschneiden der Wurzeln.

Winter einen schönen Blumenzimmerschmuck abzugeben. Unsere Bilder verdeutlichen das Verfahren, für das man in den Gärtnereien Treibkeime kauft; man zahlt für hundert solcher Keime vier bis fünf Mark. Jeder Keim besteht aus einer Triebspitze mit den dazu gehörigen Wurzeln. Diese

letzteren sind auf etwa 10 Zentimeter Länge zurückzuschneiden, wozu man (s. Abb. 1) immer etwa zehn Keime gleichmäßig

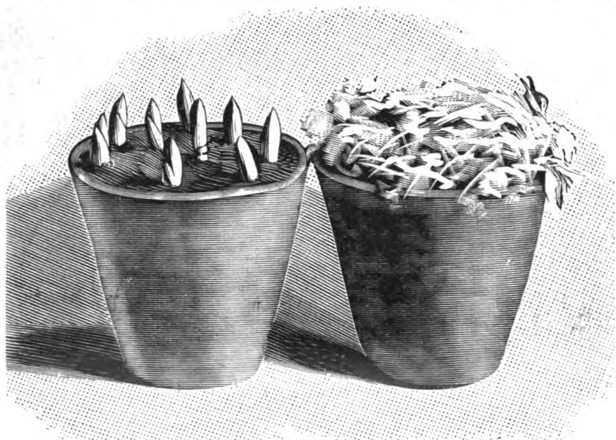


Abb. 2. Links Topf mit frisch gepflanzten Keimen, rechts frisch bepflanzter Topf, dessen Keime mit Moos bedeckt sind.

in die Hand nimmt. Durch die Schnittflächen der Wurzelreste ist die Pflanze imstande, die nötige Feuchtigkeit zur Lösung



Abb. 3. Einlegen der Keime zum Treiben in Moos.

der in den Keimen enthaltenen, für die Blütenbildung erforderlichen Nährstoffe aufzunehmen. Nach dem Zurückschneiden pflanzt man die Keime zu je sechs bis zehn Stück in 10 Zentimeter weite Töpfe derart ein, daß die Wurzeln in die fest angedrückte Erde kommen, während die Keime aus derselben hervorschauen und den Topfrand überragen (s. Abb. 2, links). An Stelle des Einpflanzens in Erde können auch die Keime in Moos gelegt werden. Man nimmt etwas Moos in die linke Hand, legt auf dasselbe drei Keime mit den Spitzen nach oben gleichmäßig aus, bringt dann auf die Wurzeln dieser Keime wieder eine Moosschicht, legt hierauf wieder drei Keime und wiederholt dies noch einmal (s. Abb. 3), bis man neun Keime hat, die dann durch einen starken Bastfaden fest zusammengeschnürt und zu einem kleinen Bündelchen vereinigt werden (s. Abb. 4). Die gepflanzten oder in Moos eingebundenen Keime sollen nach den Ratschlägen Max Hesdörffers im Freien zunächst etwas durchfrieren; um hierbei die Keimspitzen vor Trockenheit zu bewahren, bedeckt man sie leicht mit feingezupftem Moos.

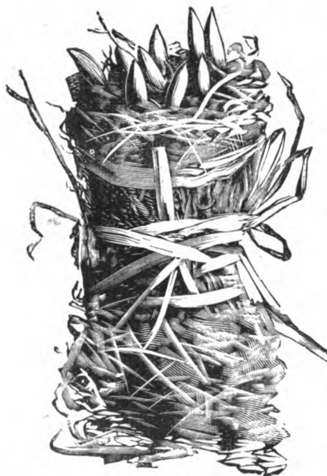


Abb. 4. Fertiges Moosbündelchen mit Treibkeimen.

Und nun geht's in die Wärme. In Häusern mit Zentralheizung bieten den Töpfchen Gesimse über den Heizrohren den besten Aufenthalt. Durch einen mit Wasser gefüllten Untersatz schützt man sie vor Trockenheit, wozu noch nötig ist, daß man das verdunstete Wasser erneuert und täglich zwei- bis dreimal die Keime mit lauwarmem Wasser

besprengt. Auch hat man sie durchaus vor der Sonne zu schützen. Ein anderer passender Platz für das Treiben ist der moderne Kachelofen, dessen obere Kacheln ja nie übermäßig warm werden.

Man umgibt dann die Töpfe mit Moos, das feucht erhalten wird; auch die Keime auf den Töpfen werden mit Moos bedeckt (s. Abb. 2, rechts). Mehr als 38 Grad Celsius darf die Erde nicht warm werden. Je wärmer der Standort ist, um so mehr muß gegossen und gespritzt werden, stets mit lauwarmem Wasser.

Es läßt sich auch ein Zimmertreibhäuschen herstellen, dessen geschlossenes Wasserbassin von unten durch eine kleine Petroleumlampe erwärmt wird. Vom Tage des Warmstellens bis zum Blühen vergehen durchschnittlich drei Wochen. Zeigen die untersten Blüten ihre weiße Farbe, so kann man die Töpfchen zur Ausschmückung der geheizten Zimmer beliebig verwenden. J. P.

Der Soldatengalgen von Kolberg. — Im Februar des Jahres 1785 war in der alten Festung Kolberg der Soldatengalgen abgefault und umgefallen. An diesem Garnisongalgen baumelte nur selten ein Gehängter, wohl aber trug er auf blechernen Schildern die Namen von vielen Deserteuren, auch wohl deren Bildnisse. Er war nun nicht wie die Galgen in den freien Reichsstädten ein starkes und stattliches Bauwerk, sondern er bestand aus einem einfachen Pfahl mit einem rechtwinklig abstehenden Arm, ähnlich einem Wegweiser; er hatte achtunddreißig Jahre lang seiner Pflicht als Abschreckungsmittel gedient.

Da erkannte im April 1785 das Kriegsgericht mit des Königs Bestätigung wiederum gegen mehrere Soldaten wegen Desertion auf Anheftung ihrer Namen an den Galgen. Nun sollte man denken, ein so einfaches Gestell wie der Kolberger Militärgalgen wäre leicht zu ersetzen gewesen, denn ein paar des Zimmerns kundige Soldaten hätten diese Arbeit rasch ausgeführt. Doch dem war in der „guten alten Zeit“ nicht so. Erstens war das Errichten eines Galgens eine unehrliche Arbeit, und kein Kommandeur hätte auch nur

einen Mann dazu hergegeben; zweitens hätte die Zimmererinnung sich einen solchen Eingriff in ihre Gerechtsame nicht gefallen lassen, zumal die Erbauung oder Ausbesserung solcher Aufhängeapparate mit Festlichkeiten für das Gewerk verknüpft war; drittens kostete der neue Galgen Geld, ein Umstand, der bei den Finanzverhältnissen des Staates und bei der gefürchteten Revision der Potsdamer Oberrechnungskammer die wichtigste Rolle spielte.

Gerade der Kostenpunkt war es nämlich, der Bataillon, Gouvernement, Magistrat und die pommersche Kriegs- und Domänenkammer in lebhaften Schriftwechsel versetzte und ein gutes Stück alter Zopfwirtschaft aufrollte. Oberst v. Vietinghoff, dessen Bataillon die Deserteure angehörten, bat den Festungskommandanten Generalmajor v. Pelkowsky, einen neuen Galgen aufrichten zu lassen. Dieser lehnte das Ansinnen aber ab, denn dazu habe die Kommandantur kein Geld, und es sei Vorschrift, daß die Truppenkommandeure die Exekutionskosten zu tragen verpflichtet wären. Oberst v. Vietinghoff fragt nun bei dem Generalauditoriat in Berlin an, ob nicht die Kommandantur zur Aufstellung des Galgens verpflichtet sei. Dieses entscheidet in seinem Sinn und fragt beim General v. Petkowsky an, ob nicht die Kosten für den Galgen aus der Festungsbaukasse genommen werden könnten. Dagegen wehrt sich der Kommandant, denn die Festungsbaukasse habe nicht einmal die erforderlichen Gelder für die notwendigen Reparaturen der Wälle, geschweige gar Galgenbaugelder.

Was nun?

Man wendete sich an die Kämmereikasse in Kolberg. Doch diese weigerte sich und berief sich auf denselben Vorgang zwischen Garnison und Magistrat zu Stargard im Jahre 1777, der damit endete, daß die Garnison für eigene Rechnung sich ihren Galgen erbauen mußte.

Vielleicht war der Eigentümer des Galgenplatzes zur Aufstellung verpflichtet? Da nun das betreffende Gelände von der Kommandantur als Lagerplatz für Bauholz benützt wurde, so war sie anscheinend Besitzerin des Platzes. Doch wollte sie

bei dieser Gelegenheit für alle zukünftigen Fälle im ungeschmälerten Eigentumsrecht bestätigt sein, aber der Magistrat wollte nur den Platz, wo der Galgen gestanden, abtreten, nicht aber das ganze übrige Gelände.

Nach der Aussage eines Invaliden, eines früheren Zimmergesellen, der bei der Errichtung des Soldatengalgens im Jahre 1752 tätig gewesen, folgerte Oberst v. Vietinghoff, daß der Galgen nicht nur auf städtischem Grund gestanden habe, sondern auch auf Kosten der Kämmerei damals errichtet worden sei. Der Invalide Tetzlaff gab dabei noch zu Protokoll, daß zu jener Zeit der Bürgermeister und der Landrat als Magistratsdeputation bei der Aufrichtung zugegen gewesen seien, und daß der Landrat, als er die ihm von Rechts wegen vorgeschriebenen Axthiebe in den Balken tat, dabei über die Schnur gehauen habe, wofür er nach Handwerksgebrauch mit Erlegung einer halben Tonne Bier bestraft wurde.

Das Generalauditoriat glaubte nun durch das pommersche Kammerdeputationskollegium die Stadt zur Aufstellung der „Schrecksäule“ veranlassen zu dürfen, allein das Generaloberfinanzkollegium und die Domänendirektion zu Berlin erkannten die Verpflichtung der Stadt zur Erbauung nicht an, weil ein Präzedenzfall kein Gewohnheitsrecht erzeugen könne. Als nun endlich das Generalauditoriat vorschlug, die Kosten aus dem konfiszierten Vermögen der Deserteure zu bestreiten, erklärte sich zwar das Militärdepartement im Prinzip gegen diese Verwendung, gestattete jedoch ausnahmsweise, daß sechs Taler zwei Groschen von den konfiszierten zwölf Talern vier Groschen, welche einem der Deserteure durch Erbschaft zugefallen waren, zum Bau genommen werden dürften. Die übrigen Kosten sollte Oberst v. Vietinghoff tragen.

Bei diesem Bescheid vom 1. November 1785 beruhigte sich denn auch der Oberst und bat die Stadt um unentgeltliche Lieferung des Galgenholzes, das die Kämmerei nun auch bereitwillig hergab. Uns erscheint es heute unbegreiflich, wie man über einer so einfachen Sache so viel Papier verschreiben und vier Behörden in Mitleidenschaft ziehen konnte.

Nun verlangte das Zimmerergewerke außer den Kosten auch die strenge Befolgung der bei Errichtung von Galgen vorgeschriebenen Zeremonien und Festlichkeiten. Nach langen Schreibereien ging man auf diese Forderungen ein und bestimmte, da nur Dienstag oder Freitag die Tage der peinlichen Gerichtsbarkeit waren, Freitag den 16. Dezember 1785 zur Errichtung des Galgens.

Dieser Wintertag gestaltete sich zu einem wahren Festtag für die Kolberger. Die Zimmergesellen im „Wichs" marschierten von ihrer Herberge mit Musik zum Versammlungsort ihrer Meister, holten diese, dann den Bataillonsadjutanten Meyer, ferner den Gouvernementsauditeur und den Gewerksassessor feierlich ab und zogen so in Prozession zum Geldertore, wo der Oberstleutnant des Garnisonbataillons mit der Wachtparade ihrer wartete.

Nachdem dann an Ort und Stelle der Auditeur eine bezügliche Rede gehalten, vollführten der Oberstleutnant v. Aderkas und nach ihm die genannten Herren die vorgeschriebenen drei Hiebe in das Holz des Galgens, der nun sofort errichtet wurde. Darauf zog man in derselben Weise wie vorher zur Stadt zurück, wo nun in der Herberge die Gesellen ein Gelage hielten. Dabei wurden vertrunken zwei Tonnen Bier und vierzig Quart Branntwein. Für „ordinäre Ergötzlichkeiten" wurden ferner drei Taler achtzehn Groschen in Rechnung gestellt. Leider sind diese Ergötzlichkeiten nicht näher bezeichnet. Der Stadtpfeifer Muhlert erhielt für Musik sieben Taler. Im übrigen kostete das Fällen und Heranfahren des Holzes vier Taler zweiundzwanzig Groschen, in Summa wurden achtundzwanzig Taler ausgegeben.

Am 27. November 1839 fiel der gebrechliche, durch Seitenpfähle gestützte Galgen wieder. Da bereits laut Kabinettsorder vom 23. März 1839 befohlen war, daß fortan die Bekanntmachung von Kontumazialerkenntnissen gegen Deserteure durch die Amtsblätter erfolgen sollte, so war das alte Verfahren des Anheftens der Bildnisse und Namen an den Schandpfahl in Wegfall gekommen. An dem letzten Soldatengalgen der Festung Kolberg wurden bei seiner Außerdienst-

stellung fünfzehn Namen gefunden und das Bildnis eines Offiziers. C. T.

Die Laterne des Arztes. — In Europa beurteilt man die Tüchtigkeit eines Arztes nach der Zahl der Heilungen, die ihm mit Recht oder Unrecht zugeschrieben werden. In China aber hat man einen ganz anderen Maßstab für den Wert eines Medizinmannes: man fragt dort in erster Linie, wie viel er dem Totengräber schon zu tun gegeben hat.

Diese uralte Sitte spielt eine Rolle in einer charakteristischen Anekdote. Es war einmal ein Kaiser von China, der den Ärzten nicht besonders hold war; seine Abneigung zeigte er dadurch, daß er ihnen befahl, bei Nacht vor die Tür ihres Hauses so viele brennende Laternen zu stellen, als die Zahl der von ihnen im Laufe des Jahres ins Jenseits beförderten Patienten betrug. Eines Abends nun geschah es, daß der Kaiser von heftigem Leibweh befallen wurde, so daß ihm nichts übrig blieb, als seine Diener auszusenden, die den Auftrag hatten, denjenigen Arzt in den Palast zu bringen, der die wenigsten Laternen vor seinem Hause stehen hätte. Einer der Sendboten war so glücklich, ein Haus zu entdecken, vor welchem nur drei Laternen strahlten. Das war ein Glücksfall ersten Grades. Der Doktor wurde sofort geweckt und in den Palast befördert.

„Du mußt ein großer Gelehrter sein," sagte der Kaiser zu ihm. „Vor deiner Tür standen ja nur drei Laternen. Seit wann bist du denn Arzt?"

„Seit heute morgen, erhabener Sohn des Himmels," erwiderte der Doktor.

Der Kaiser bekam einen solchen Schreck, daß er ganz sprachlos wurde. Nur dem Umstande, daß infolge dieser Katastrophe auch das Bauchgrimmen Seiner Majestät ein Ende nahm, hatte der Arzt es zu verdanken, daß er den Kopf auf den Schultern behalten durfte. O. v. B.

Eine Frauenarmee. — Zu jenen mittelalterlichen Zeiten, als die Kreuzzüge die ganze Welt in Bewegung setzten, kam eine hohe Dame auf den Einfall, gleichfalls einen solchen ins heilige Land zu unternehmen, und zwar an der Spitze einer Schar von — Frauen!

Es war die österreichische Markgräfin Itha, Tochter des Kaisers Heinrich III. und Gemahlin des Markgrafen Leopold III. von Österreich, welche auf diesen ungewöhnlichen Gedanken kam, als ihr Gemahl ums Jahr 1100 starb.

In der Tat gelang es Itha, schon in kurzer Zeit die gewünschte Anzahl von Frauen für ihren Kreuzfahrerzweck zusammenzubringen, so daß der Zug sehr bald seinen beschwerlichen und gefahrvollen Weg antreten konnte.

Es war eine recht wunderliche, bunt zusammengewürfelte Armee. Teils kriegerisch ausgerüstet wie die Amazonen, teils mit allerlei Hausgerät versehen, zog die Schar unter Trompetengeschmetter dahin.

Nach weiter, mühevoller Wanderung gelangte der kriegerische Frauenkreuzzug endlich in die herrlichen Ebenen von Paphlagonien in Kleinasien. Hier ereilte ihn sein Schicksal. Die Frauenarmee sah sich plötzlich einem großen Feldlager, einem stattlichen Heer von nicht weniger als zwanzigtausend Türken gegenüber. Der unverhoffte Anblick dieser weiblichen Armee erfreute das Herz der Moslems, schnell war der schöne Feind überrumpelt, die ganze Amazonengarde im Sturm genommen und von den frohlockenden Siegern im Triumph davongeführt.

Auch der hohen Befehlshaberin, der holden Markgräfin Itha, ward dasselbe Los zuteil.

Sie fiel einem jungen Pascha zu, dessen Gemahlin sie wurde. Sie gebar ihm einen Sohn Emad-Eddin, welcher späterhin den Thron von Aleppo und Mossul bestieg.

So endete diese erste und einzige, kampfesmutig begonnene und sehr schnell unterlegene Amazonenexpedition der weiblichen Kreuzfahrer ins heilige Land. K. R.

Abenteuer mit einem Bienenschwarm. — Ein Briefbote, der sich nach Erledigung seines Dienstes an einem gewitterschwülen Sommernachmittag ermüdet auf einem baumlosen Hügel in der Lüneburger Heide zum Ausruhen hingestreckt hatte und dann fest eingeschlafen war, erwachte plötzlich durch einen starken Juckreiz im Gesicht, über das er zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen seine Mütze gelegt hatte. Als er mit

der Hand noch ganz schlaftrunken die Mütze beiseite schob, wurde er von einem Insekt, das sich bei näherem Hinsehen als eine Biene entpuppte, in den Zeigefinger gestochen. Durch den Schmerz des Stiches völlig ermuntert, wollte er sich schon zu sitzender Stellung aufrichten, hob aber zunächst zu seinem Glück nur etwas den Kopf und schaute auf seine Beine herab, von denen ihm das rechte, welches er zu gebeugter Lage hochgezogen hatte, mit einem fremden Gegenstande beschwert zu sein schien.

Mit Entsetzen bemerkte er, daß sich auf seinem rechten Knie ein ganzer Bienenschwarm niedergelassen hatte und in einer großen Traube fast bis zum Erdboden herabhing. Das schwärmende Bienenvolk hatte eben diese höchste Erhebung in der Umgebung seiner Gewohnheit gemäß zum vorläufigen Ruhepunkt erkoren.

Die Lage des Mannes konnte kaum übler sein. Er wußte genau, daß die geringste Bewegung von ihm die Bienen aufscheuchen mußte, die dann sicher über ihn hergefallen wären. Daher verhielt er sich zunächst längere Zeit völlig still und überlegte, wie er sich ohne Gefahr für sein Leben von diesem gefährlichen Besuch am besten befreien könnte.

Endlich hatte er sich zu einem Entschluß durchgerungen, und die Art, wie er die stachelbewehrte Nachbarschaft loswurde, stellt seiner Geistesgegenwart das beste Zeugnis aus. Da er wußte, daß die Bienen mit Rauch leicht zu vertreiben sind, und auch ein leiser Wind von rechts herüberwehte, nahm er zuerst aus seiner Jakettasche, indem er den rechten Arm nur immer millimeterweise mit größter Vorsicht bewegte, einige Phosphorzündhölzchen heraus und legte sie möglichst weit entfernt von sich auf den Boden. Dann begann er mit derselben Behutsamkeit und stets unter Vermeidung jeder Erschütterung seines Körpers langsam das trockene Gras, so weit er mit der rechten Hand reichen konnte, auszurupfen und zu einem Haufen aufzuschichten. Doch oft genug mußte er bei dieser Arbeit innehalten, da die argwöhnischen Bienen lebhafter hin und her flogen und das Anwachsen des Grashaufens in ihrer Nähe mißtrauisch zu beobachten schienen.

Erst nach einer endlosen Stunde hielt er die Menge des Brennmaterials für seine Zwecke genügend. Oben auf den Haufen legte er nun noch grüne Heidekrautbüschel, die viel Rauch entwickeln mußten, und schließlich glückte es ihm dann auch nach mehreren vergeblichen Versuchen, eines der Streichhölzer an einem im Bereiche seiner Hand liegenden Stein anzuzünden. Sofort flammte das ausgedorrte Gras lichterloh auf, und das Heidekraut verbreitete, ganz wie er erwartet hatte, einen beißenden, dichten Qualm, den der Wind gerade auf die Bienentraube hinwehte. Vor der Hitze und dem Rauch flüchtete der Schwarm sehr bald, doch sollte der Briefbote nicht ohne erhebliche Verletzungen aus diesem seltsamen Abenteuer hervorgehen, denn seine Beinkleider waren bei der Nähe des Feuers ins Glimmen geraten, so daß ihm das rechte Bein an verschiedenen Stellen schwer verbrannt wurde. W. K.

Die Kritik des Kutschers. — Charlotte Wolter (Gräfin Sullivan), die berühmte Heldin des Wiener Burgtheaters, schenkte eines Tages ihrem Kutscher ein Billett zu „Macbeth“, damit er auch einmal seine Herrin in der düsteren Tragödie bewundern könne. Am anderen Morgen nimmt ihn die Wolter ins Gebet, neugierig, die Wirkung ihres Spieles auf den einfachen Mann zu erfahren, und fragt ihn: „Nun, Johann, sag mir jetzt, wer hat dir gestern am besten gefallen?“

Johann besinnt sich nicht lange und sagt: „Ja wissen S', gnädige Frau Gräfin, der Herr Krastel hat mir am besten gefallen.“

„So?“ entgegnete die Künstlerin etwas überrascht. „Warum denn?“

„Na, weil er halt seine Kinder gar so gern g'habt hat.“

Krastel hatte den Macduff gespielt, und die „rein menschliche“ Motivierung gefiel der Künstlerin sehr gut.

Sie fragte weiter: „Nun jetzt sag mir aber auch, wer dir am wenigsten gefallen hat?“

Da wurde die Verlegenheit Johanns groß. Lange drehte er den Hut in den Händen herum, kratzte sich hinter den Ohren und antwortete endlich: „Ja schaun S', gnädige Frau Gräfin,

wann i d' Wahrheit sagen soll, so haben mir d' Frau Gräfin am schlechtesten gefallen."

„Aber um Gottes willen warum denn?"

„Ja schaun S', weil halt — na, daß ich's nur herraussag': weil halt im Grund genommen d' Frau Gräfin a recht schlechts Frauenzimmer g'wesen san." C. T.

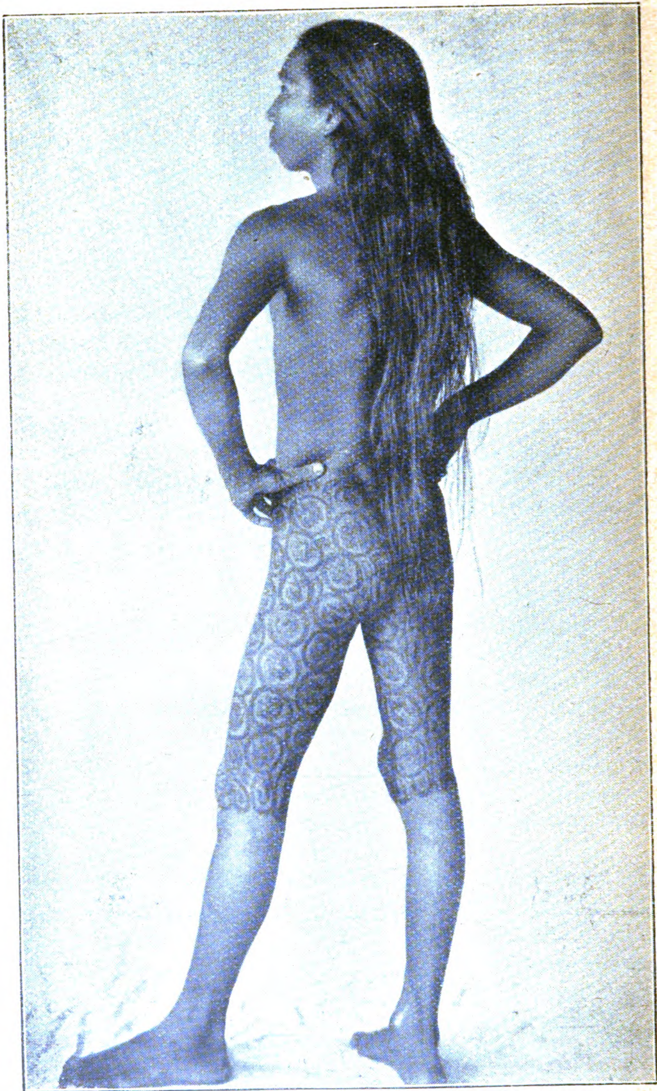
Schwierige Entscheidung. — Welch außerordentliche Erfolge glänzende rednerische Leistungen von jeher im Publikum, vor allem aber im Gerichtsaal gezeitigt haben, ist allgemein bekannt. Ein guter Verteidiger, der über die nötige Beredsamkeit verfügt, vermag für seinen Klienten außerordentlich viel zu tun, und der Urteilspruch der Geschworenen wird nur zu oft durch das rednerische Geschick des Verteidigers, seine scheinbaren Beweisführungen und überraschenden Schlußfolgerungen beeinflußt.

König Friedrich Wilhelm I. fand einstmals auch Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, welche Kraft den Worten eines guten Redners innewohnt. Als er sich nämlich auf einer Inspektionsreise in Königsberg befand und dort einer Sitzung des Hofgerichts beiwohnte, vor welchem gerade ein außerordentlich interessanter Fall zur Verhandlung kam, rief er, nachdem der Advokat, der für die eine Partei gesprochen, seine Rede beendet hatte, der der König mit großer Aufmerksamkeit gefolgt war, kopfnickend aus: „Meiner Seel', der Kerl hat recht, er muß den Prozeß gewinnen!"

Der Vorsitzende des Hofgerichtes wußte, daß der Advokat, welcher die Gegenpartei vertrat, ein ebenso glänzender Redner war, und bat nun den König, noch einen Augenblick zu verweilen, um auch dessen Ausführungen mit anzuhören.

Friedrich Wilhelm I. folgte mit sichtlichem Interesse auch dieser glänzenden oratorischen Leistung, und als der Rechtskundige seine Rede schloß, erhob sich der Monarch kopfschüttelnd mit den Worten: „Wahrhaftig, der Kerl hat auch recht! Macht, was ihr wollt," und verließ rasch den Saal. O. L.

Schutztätowierungen. — Die Tätowierungen, wie sie in Indien, der Südsee, Australien, Afrika und Amerika üblich sind, dienen nicht allein als Schmuck und Ersatz der Kleidung,



Schutztätowierung eines Birmanen.

sondern es verbinden sich oftmals mit ihnen tiefer liegende Zwecke. So werden bestimmte Tätowierungen vielfach angebracht zur Unterscheidung von Freien und Unfreien in einem Stamm, als Zeichen für bewiesene Tapferkeit, zur Furchteinflößung gegen die Feinde, als Merkmal der Mitgliedschaft eines Geheimbundes oder auch als Kennzeichen der Heiratsfähigkeit. In zahlreichen anderen Fällen endlich sind sie Schutzmittel für ihre Träger. Als solche sollen sie zum Teil etwaige Krankheiten fernhalten.

Diese Anwendung der Tätowierung ist uralt. So zeigt die Mumie einer ägyptischen Priesterin der Göttin Hathor, deren Alter auf viertausend Jahre geschätzt wird, auf dem Leib drei Reihen von Tätowierungen, die als Schutzmittel gegen Krankheiten gedeutet werden. Noch heute lassen sich die ägyptischen Frauen, um sich gegen Rheumatismus und Migräne zu feien, tätowieren.

Ein anderer Teil der Schutztätowierungen soll den Träger gegen Verwundungen unempfindlich machen, und ein dritter hat die Aufgabe, ihn vor Bezauberung zu bewahren. In diese Gruppe gehört die Schutztätowierung des auf unserem Bilde dargestellten Birmanen. Sie setzt sich aus Kreisen zusammen, in die Dämonen und mythische Fabeltiere eintätowiert sind, die als Abwehrer der Bezauberung gelten. Bei der großen Ausdehnung der Tätowierung von der Taille bis zu den Knieen, erfolgt die Anbringung nicht auf einmal, sondern absatzweise mit Einschaltung längerer Zwischenpausen. Th. S.

Briefe so zu siegeln, daß sie nicht aufgemacht werden können. — Dampf oder heißes Wasser öffnen den Gummiverschluß und selbst eine Oblate, heißes Eisen löst den Siegellack, nachdem von dem Siegel ein Abguß gemacht worden ist. Durch gemeinschaftliche Anwendung von Oblaten und Siegellack kann man es aber unmöglich machen, daß ein Brief anders als mit Gewalt geöffnet wird. Man braucht nur den Brief zuerst mit einer kleinen, gut befeuchteten Oblate zu schließen, dieselbe trocken werden zu lassen, mit einer groben Nadel das Papier über derselben zu durchstechen, worauf in gewöhnlicher Weise mit Siegellack darüber gesiegelt wird. Dieses Siegel

kann man weder durch trockene Hitze noch durch Feuchtigkeit öffnen. A. Sch.

Deutsche Singvögel in Nordamerika. — Vor etwa zwanzig Jahren hat sich im Staate Oregon eine Gesellschaft gebildet, die sich das Ziel setzte, deutsche Singvögel in Nordamerika einzuführen. Über den Erfolg dieser Bestrebungen brachten amerikanische Zeitungen folgende Mitteilungen. Die Gesellschaft hat in den Jahren 1889 und 1892 etwa vierhundert Paare folgender Singvogelarten aus Deutschland eingeführt: Singdrosseln, Schwarzamseln, Feldlerchen, Waldlerchen, Stieglitze, Buchfinken, Zeisige, Hänflinge, Dompfaffen, Kreuzschnäbel, Stare, Rotkehlchen, Goldammern, Wachteln, Schwarzplättchen und Nachtigallen. Von den in Freiheit gesetzten Vögeln sind nur die Nachtigallen und Schwarzplättchen zugrunde gegangen, alle anderen haben sich stark vermehrt. Die Feldlerchen nisteten bald an verschiedenen Orten und entzückten die Bewohner durch ihren Gesang. Von den Staren hatten sich mehrere Paare in der Stadt Portland niedergelassen. Zum Schutze der eingeführten Vögel wurde ein Staatsgesetz erlassen, welches jeden Vogelsteller mit Strafe bedrohte, und dessen praktische Ausführung streng überwacht wurde. K. Sch.

Die wundertätige Telegraphenstange. — Ein französischer Händler reiste mit einem Esel, der seine Waren trug, allein durch die Wüste. Zwei Araber überfielen ihn und bemächtigten sich des Esels samt seines Warenballens, während der Händler schleunigst auf eine Telegraphenstange kletterte, die sich gerade am Orte des Überfalles befand.

Von seinem luftigen Sitze aus rief er den Arabern zu, sie möchten nur schleunigst sich in Sicherheit bringen, denn er telegraphiere soeben an den Kommandanten der Garnison zu Ben-Gardane. Die Araber gerieten in ungeheure Bestürzung, als sie ihn mit gellender Stimme die militärische Hilfe herbeirufen hörten, denn sie verstanden von der Technik des Telegraphen nur so viel, daß er auf weite Entfernungen hin Botschaften übermittelt, banden eilig den schwerbepackten Esel an die Telegraphenstange und beschworen den Händler, er möge

doch nun auch melden, daß der Kommandant sich nicht zu bemühen brauche, sie hätten ihm alles zurückerstattet.

Der Händler tat ihnen denn auch den Gefallen und zog dann unbehelligt mit seinem Esel des Weges weiter. C. D.

Schlaflosigkeit zu heilen, ist eine der schwierigsten Aufgaben in unserem aufgeregten, nervösen Zeitalter. Arzneimittel hat man freilich zu dem Zwecke in Menge erfunden, bringt auch fortwährend neue auf den Markt. Da sie aber allesamt mehr oder minder schädliche Nebenwirkungen haben, so ist man ihnen gegenüber mißtrauisch geworden und bestrebt sich eifrigst, mechanische und physikalische Mittel und Wege aufzufinden, um der leidenden Menschheit wieder zu Schlaf zu verhelfen.

So hat ein Arzt aus Washington erprobt, daß sich Schlaf einstellte, wenn man einen milden elektrischen Strom durch die sympathetischen Nerven des Rückgrats nach dem Gehirn sendet. Ein anderer Fachmann geht von der bekannten Tatsache aus, daß das Gehirn ziemlich blutleer sein muß, wenn Schlaf eintreten soll. Er macht es deshalb auf künstliche Weise blutleer, legt Klammern an die Arterien, die nach dem Gehirn führen, und hindert so die Zufuhr neuen Blutes auf mechanischem Wege. In Zeit von einer Minute behauptet er nach seiner Methode Schlaf zu erzielen. Indes ist das ein peinlicher Prozeß, der auch nicht ungefährlich sein kann, falls er zu oft wiederholt wird.

Eine Russin hat nach jahrelangen Studien und Versuchen dasselbe Ziel auf andere Weise erreicht. Auch sie bemüht sich, dem Gehirn Blut zu entziehen, tut es aber viel harmloser. Sie legt einen Gummibeutel mit eiskaltem Wasser auf die Stirn, einen ebensolchen mit heißem Wasser auf die Füße.

Wieder andere gehen von dem Grundsatze aus: man muß die Augen müde machen, um einschlafen zu können. Sie stellen also vor dem an Schlaflosigkeit Leidenden einen Apparat auf, der sich unablässig bewegt. Verfolgt der Kranke mit den Blicken die Bewegungen, so ermüdet das seine Augen, und er schläft ein. Einer von den Anhängern dieser Theorie bedient

sich zu dem Zweck zweier halbkreisförmigen Spiegel, die einer über dem anderen an einem Gestell befestigt sind und sich in entgegengesetzter Richtung mit großer Schnelligkeit drehen. Diesen doppelten Umdrehungen zuzuschauen, übt auf den Leidenden eine sehr ermüdende, einschläfernde Wirkung aus. C. D.

Menschenfleisch. — Welche Summen in den südlichen Vereinigten Staaten für Negersklaven gezahlt wurden, geht aus dem „Auktionsbericht“ einer Börsenzeitung in New Orleans aus dem Jahre 1841 hervor. Es heißt da: „Thomas Ryan & Sohn brachten 15 Nigger auf den Markt und erzielten dafür 10,365 Dollar, also im Durchschnitt 691 Dollar für das Stück. 3 Nigger im Alter von 17 Jahren brachten jeder zwischen 1011 und 1065 Dollar. Die Firma Capers & Heyward stellte eine Truppe von 109 Negern familienweise zum Verkauf und löste durchschnittlich 550 Dollar für das Stück. Zwei fast weiß aussehende Haussklavinnen wurden von A. G. Whitney die eine für 1000, die andere für 1190 Dollar veräußert.

In unseren Tagen mutet uns dieser „Kursbericht“ von der „Menschenbörse“ jedenfalls seltsam genug an. O. L.

Abgewinkt. — Maurice Sand, der Sohn der berühmten französischen Schriftstellerin George Sand, bildete sich außerordentlich viel auf seine Verwandtschaft mit dem sächsischen Königshause ein. Seine Mutter stammte in der Tat in direkter Linie von dem Marschall Moritz von Sachsen, dem Sohne August des Starken, ab.

Bei einem Kuraufenthalt in Ragaz, wo auch König Albert von Sachsen verweilte, wurde Maurice Sand dem leutseligen Herrscher gelegentlich vorgestellt, und er begann alsbald, diesen durch die Aufzählung des Geschlechtsregisters auf die Verwandtschaft mit ihm hinzuweisen. Der König hörte ihn ruhig an. Dann aber versetzte er lächelnd: „Herr Vetter, ich bin hier inkognito — halten Sie es ebenso!“ Th. S.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.


UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 934 N